* * *

Ein vor gut dreißig Jahren veröffentlichtes Buch über weitgehend unbekannte Vorgänge im sowjetisch besetzten und kontrollierten Teil Deutschlands unmittelbar nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges. Den darin verarbeiteten originalen Berichten damals Betroffener wird sich wohl kaum jemand empfindungsneutral entziehen können - möglicherweise aber wollen.

Hier reproduziert wurde das Vorwort, die Ausführungen zu jenem Lagersystem generell, der erste der persönlichen Berichte sowie das Schlußkapitel *Vierzig Jahre Verdrängung*, die Zeittafel, die Karte. und das Quellen- und Literaturverzeichnis aus dem Anhang sowie abschließend die dem Buch beigegebenen Fotos, .

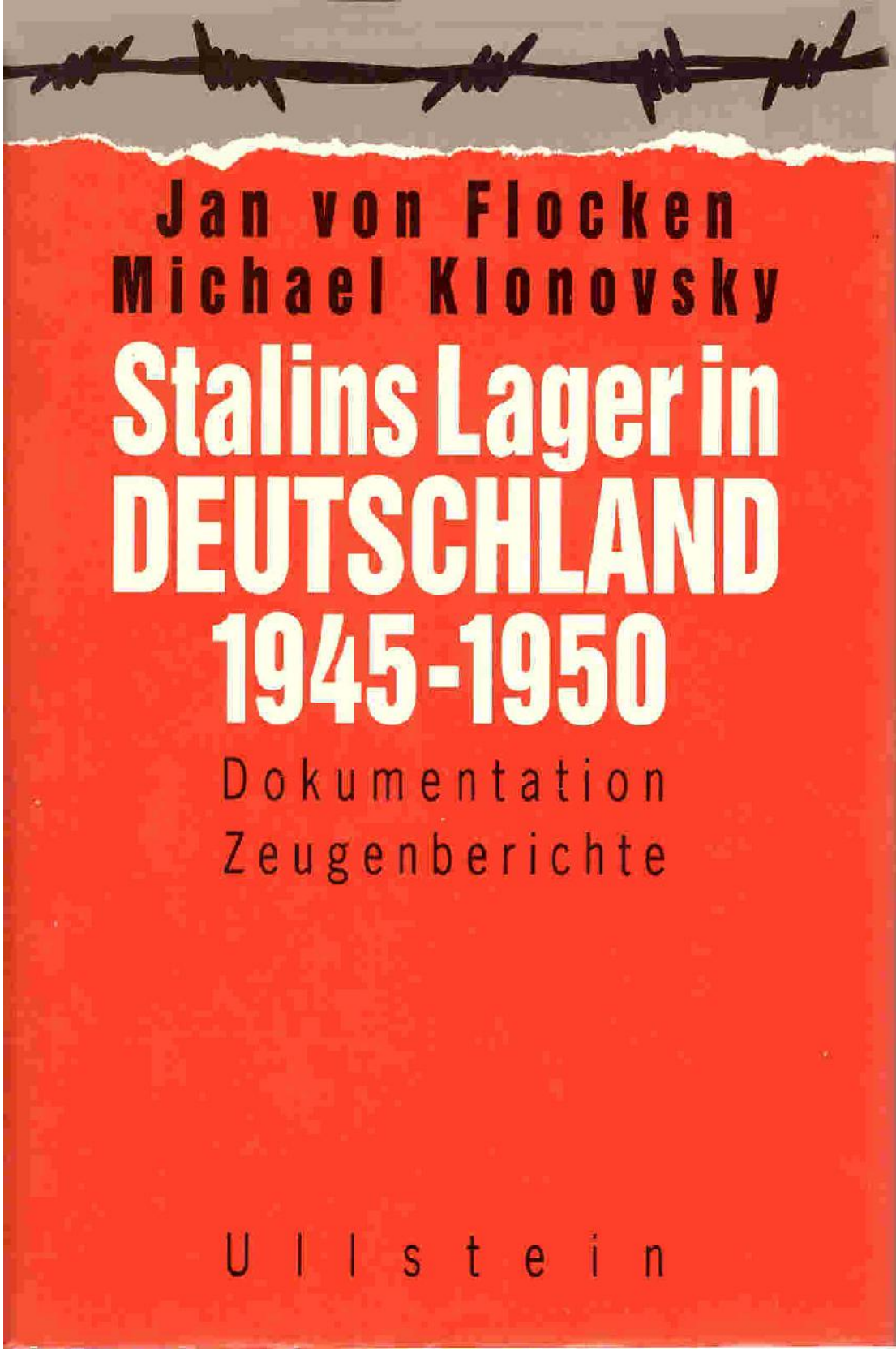
Wer noch mehr erfahren möchte, möge nach dem Titel im Internet suchen. Das Buch ist immer noch häufig antiquarisch zu finden . . .

Die beiden Autoren . . .

Jan von Flocken (*1954)

Michael Klonovsky (*1962)

* * *



Michael Klonovsky/Jan von Flocken
Stalins Lager in Deutschland 1945–1950

MICHAEL KLONOVSKY/JAN VON FLOCKEN

Stalins Lager in Deutschland 1945-1950

Dokumentation · Zeugenberichte

ULLSTEIN

CIP-Titelaufnahme der Deutschen Bibliothek

Klonovsky, Michael:
Stalins Lager in Deutschland: 1945–1950;
Dokumentation, Zeugenberichte / Michael Klonovsky;
Jan von Flocken. – Berlin; Frankfurt am Main: Ullstein, 1991
ISBN 3-550-07488-3
NE: Flocken, Jan von

© 1991 Verlag Ullstein GmbH, Berlin · Frankfurt am Main
Alle Rechte vorbehalten
Satz: Ostsee-Druck, Rostock
Druck und Bindung: Wiener Verlag, Himberg bei Wien
Printed in Austria 1991
ISBN 3 550 07488 3

INHALT

VORWORT 7

I DAS LAGERSYSTEM IN OSTDEUTSCHLAND
Die Austreibung des Faschismus mit dem Stalinismus 11
Internierung als Mittel der Herrschaftssicherung 15
Interhaftung, Verhör, Verschleppung 25
Das stalinistische Rechtsbild und seine Vollzugsorgane 28
Leben und Sterben in den Lagern 36
Die Internierungslager der Westalliierten und die Entwicklung bis 1950 45

II ERLEBNISBERICHTE UND ANDERE SELBSTZEUGNISSE VON HÄFTLINGEN

Ketschendorf 52
Kurt Noack: »Jeder schien vor sich hin zu faulen« 52
Konrad Wächter: »Unmittelbar am Abgrund« 70
Jamlitz 74
Bernd Simon: »Deutsche sind alle Faschisten« 74
Kurt Noack: »Einige aßen die Rinde von den Bäumen« 79
Erich Sparschuh: Briefe aus dem Todeslager 87
Sachsenhausen 91
Heinrich George: »Du spürst die Freiheit erst, wenn du gefangen bist« 92
Klaus Schütze: »Eine langsam zunehmende Mattigkeit« 93
Hubert Polus: ». . . dann läßt man sich gehen und stirbt« 99
Eva Fischer: »Eine kaum zu beschreibende Verwahrlosung« 105
Mühlberg 111
Gottfried Becker: »Die ›Kultura‹ führte eine Scheinwelt vor« 112

Frankfurt/Oder 136
Herbert Zimpel: »Hohlwangige und lethargische Gestalten« 136
Torgau 145
Friedrich Seidler: »Im Lager kam auch ein Kind zur Welt« 146
Fünfeichen 152
Konrad Wächter: »Zeitungen – für uns einfach unglaublich« 152
Berlin-Hohenschönhausen 163
Helmut Kind: »Ich sah, wie einige verrückt wurden« 164
Weesow 168
Erwin Krombholz: »Jeder Tag war ein Elendstag« 168
Buchenwald 172
Kurt Noack: »Immer ein Quentchen Hoffnung« 173
Bautzen 182
Manfred Wächter: »Aus den Wasserzellen drang das Stöhnen« 183
Hermann Pfennigwerth: »Ein Zeichen der Selbsterniedrigung« 188
Wolfgang Natonek: »Zu ihrem Ruhme« 190

III DIE AUFLÖSUNG DER LAGER 192

Zwei Briefe aus dem Justizstraflager Bautzen 197

IV DIE »WALDHEIMER KRIEGSVERBRECHERPROZESSE« 211

Der Brief Thomas Manns an Walter Ulbricht 226

V VIERZIG JAHRE VERDRÄNGUNG 230

VI ANHANG

Zeittafel 237
Karte 241
Quellen- und Literaturverzeichnis 242
Verzeichnis der Abkürzungen 244
Personenregister 245

VORWORT

Gut dreißig Kilometer südlich von Berlin liegt das kleine Städtchen Halbe. Auf den ersten Blick scheint es keine besonderen Sehenswürdigkeiten zu bieten. Doch der Schein trügt. An der Hauptstraße, unauffällig zwar, ein Wegweiser: »Zum zentralen Waldfriedhof«. Wenige hundert Meter nur, und man steht inmitten eines sieben Hektar großen Geländes typischer märkischer Kiefern- und Heidelandschaft. Hier befindet sich der einzige Friedhof auf dem Gebiet der ehemaligen DDR, der offiziell für gefallene deutsche Soldaten des Zweiten Weltkrieges errichtet wurde. Mehr als 22000 Opfer der Ende April 1945 tobenden Schlacht um Berlin fanden auf diesem Areal ihre letzte Ruhestätte – bekannte und unbekannte. Die Grabsteine nennen allesamt das Jahr 1945 als Todesdatum. Doch das ist nur die halbe Wahrheit von Halbe.

Als der Waldfriedhof 1951 nach hartnäckigen Bemühungen des örtlichen Gemeindepfarrers Ernst Teichmann angelegt wurde, ahnte noch niemand, was ein Jahr später geschehen würde. »Vom März bis zum Mai kamen mehr als dreißigmal Lastwagen mit Holzkisten nach Halbe«, erinnert sich der damalige Bahnhofsvorsteher Karlheinz Schulze. »In diesen Kisten befanden sich Überreste von Menschen in stark verwestem Zustand – ein entsetzlicher Anblick. Die Leichen wurden, ohne daß man sie sorgfältig zählte oder gar identifizierte, in Massengräbern verscharrt. Beamte des Staatssicherheitsdienstes überwachten das Ganze. Schließlich erfuhren wir auf Umwegen, woher die Toten kamen: aus Ketschendorf.«

Im Frühjahr 1952 sollten im Fürstenwalder Ortsteil Ketschendorf Wohnhäuser gebaut werden. Als Arbeiter die Fundamente ausschachteten, stießen sie auf die Überreste Hunderter von Leichen. Um Aufsehen zu vermeiden, wurde das Gelände abgeriegelt; ein großer Teil der Toten sollte möglichst unauffällig abtransportiert und um-

gebettet werden. Viele Fürstenwalder wußten aber, wer da unter der Erde lag: Häftlinge des sowjetischen Internierungslagers Ketschendorf, die dort von 1945 bis 1947 an Hunger, Kälte und Seuchen zugrunde gegangen waren. Doch darüber zu sprechen, konnte lebensgefährlich werden. Denn offiziell hatte es solche Lager und ihre in die Zehntausende gehende Zahl an Opfern nie gegeben. Deshalb wurden die Massengräber von mehr als 3000 aus Ketschendorf überführten Lagertoten auf dem Friedhof Halbe auch mit falschen Inschriften versehen. »Unbekannt. † April 1945«, ist auf den Steinen im Gräberfeld 9 zu lesen. Eine Lüge, die das Ende des SED-Regimes nicht überdauerte.

Noch heute erinnern sich ältere Fürstenwalder voller Entsetzen an das Lager am Südrand der Stadt, auf dessen Gelände sich jetzt – welch bittere Ironie – ein »Platz der Freiheit« befindet. Kaum bekannt ist die Tatsache, daß seinerzeit nicht alle Ketschendorf-Opfer umgebettet wurden und ein Teil der Neubauten an diesem Platz auf einem Fundament aus Hunderten von Leichen steht: düstere Symbolik der Erblasten neuerer deutscher Geschichte.

Das vorliegende Buch entstand auf der Grundlage von Recherchen der Berliner Tageszeitung »Der Morgen« in der ersten Hälfte des Jahres 1990. Nach den Veröffentlichungen dieser Zeitung und anderer Medien sowie in Verbindung mit darauf folgenden Massengräberfunden bei Fünfeichen, Sachsenhausen und Jamlitz wurde in der damaligen DDR erstmals öffentlich über die sowjetischen Internierungslager in Deutschland gesprochen. Die Mehrzahl der DDR-Bürger erfuhr nach jahrzehntelang verordnetem Stillschweigen auf diese Weise zum ersten Mal etwas über die näheren Umstände der Internierungen nach Kriegsende.

Reaktionen darauf blieben nicht aus. Den »Morgen« erreichte eine Flut von Briefen aus dem In- und Ausland. Bei den meisten Absendern handelte es sich um unmittelbar von den sowjetischen Internierungspraktiken betroffene Personen oder ihre Angehörigen, bei denen furchtbare Erinnerungen geweckt worden waren. Viele Briefeschreiber erinnerten an verschleppte und verschollene Familienmitglieder. Im Rahmen einer Tageszeitung war der Informationsfülle

nicht mehr Herr zu werden. Deshalb entstand dieses Buch. Es läßt die Opfer selbst berichten, geht außerdem in kurzen Darstellungen der beiden Herausgeber auf die historisch-politischen Gründe für die Errichtung der Stalinschen Lager in Ostdeutschland ein und beschreibt das System dieser Lager und ihre herrschaftssichernde Funktion. Weitere Kapitel schildern die späte Auflösung der Lager, die sogenannten Waldheimer Prozesse und die bedrückenden Erfahrungen der Überlebenden in der damaligen DDR.

Mit Dutzenden ehemaliger Lagerhäftlinge und Zeitzeugen haben die Herausgeber persönlich gesprochen. Darüber hinaus wurden – neben verfügbaren Quellen, historischer Standardliteratur und aktuellen Publikationen – rund 250 Zuschriften ausgewertet. Da die übergroße Mehrheit der zwischen 1945 und 1950 in NKWD/MWD-Lagern festgehaltenen Menschen inzwischen gestorben ist, stellen die hier zu Wort kommenden Augenzeugen keinen repräsentativen Querschnitt der damaligen Lagerinsassen dar, vielmehr handelt es sich zwangsläufig fast ausschließlich um Personen, die seinerzeit Jugendliche waren. Das schränkt allerdings den dokumentarischen Wert ihrer Aussagen nicht ein.

Natürlich können auf diesem Wege nur einige der uns bekanntgewordenen Schicksale an die Öffentlichkeit gelangen. Sie sollen stellvertretend für die Leiden der vielen nicht genannten Betroffenen stehen.

I DAS LAGERSYSTEM IN OSTDEUTSCHLAND

Die Austreibung des Faschismus mit dem Stalinismus

Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges wurde im Osten Deutschlands der Teufel mit Beelzebub ausgetrieben.

Besiegt und zerstört, ausgeblutet und blutbesudelt, moralisch auf unabsehbare Zeit diskreditiert und auf Gnade und Ungnade den Siegern ausgeliefert – das war die Lage des Deutschen Reiches im Frühling des Jahres 1945. Aufgebrochen, um die Welt zu beherrschen, war es nun selbst ein beherrschtes Land, ein Fremdkörper in der europäischen Zivilisation, der fortan unter strenger Kontrolle gehalten werden mußte.

Nach der totalen militärischen Niederlage lag das Geschick des Landes ausschließlich in den Händen der Alliierten. Die Greueltaten des Nationalsozialismus hatten den Abscheu der gesamten zivilisierten Welt auf Deutschland gerichtet. Die an der Zerschlagung des Hitlerregimes beteiligten Staaten konnten somit von vornherein den Befreierstatus für sich in Anspruch nehmen. Sämtliche Maßnahmen der Besatzungsmächte waren legitimiert, sofern sie nur unter dem Vorzeichen des Antifaschismus standen. Auch der Stalinschen Sowjetunion fiel infolge ihrer antifaschistischen Orientierung automatisch eine historisch progressive Rolle zu. Dieses verhängnisvolle Zusammenfallen von Antifaschismus und Stalinismus wurde der entscheidende Faktor bei der Installierung eines neuen Unrechtssystems im Ostteil Deutschlands. Während sich in den westlichen Besatzungszonen nach Kriegsende allmählich demokratische Verhältnisse durchzusetzen begannen, geriet der Osten in das importierte Räderwerk einer quasikommunistischen Diktatur. Von einer selbständigen oder gar demokratischen Entwicklung konnte keine Rede sein.

Was zwischen 1945 und 1949 wirklich stattfand, war die Annexion

Ostdeutschlands mit dem Ziel, den sowjetkommunistischen Machtbereich bis an die Elbe auszudehnen und die eroberten deutschen Gebiete entweder zu »slawisieren« (Schlesien, Pommern, Posen, Ostpreußen) oder zu kolonialisieren (Mitteldeutschland). Bei dieser Eroberung Ostdeutschlands durch die Stalinsche UdSSR und die von dort zurückkehrenden domestizierten deutschen Exilkommunisten diente der Antifaschismus als Vorwand für eine Welle politischer Repressionen. Unter dem Deckmantel der »antifaschistisch-demokratischen Umwälzung« wurde dem Land ein Regime oktroyiert, welches zwar durchaus antifaschistisch, nichtsdestoweniger aber ein undemokratisches Regime war. Um diese gewaltsame »Revolution von oben« als historisch notwendig zu begründen, verbreiteten die neuen Machthaber die These, der Faschismus sei ein gesetzmäßiges Resultat der kapitalistischen Entwicklung, der Parlamentarismus habe versagt, und jeder bürgerliche Staat trage den Keim einer neuerlichen faschistischen Variante gleichsam in sich. Demgegenüber verkörpere der Sozialismus, wie sich der Stalinismus nannte, eine höhere Stufe der Menschheitsentwicklung und die einzige Alternative zu einem Rückfall in die faschistische Barbarei.

Nach den Schrecken des Krieges waren viele Menschen geneigt, solchen Darstellungen Glauben zu schenken. Doch im Ostteil Deutschlands sollten sie schnell am eigenen Leibe spüren, mit welcher Rigorosität und Menschenverachtung die »Sieger der Geschichte« ihre Herrschaftsansprüche durchzusetzen gedachten. Noch vor der ideologischen Rechtfertigung hatte bereits deren praktische Realisierung begonnen. Millionen Deutsche wurden – mit Billigung der Westalliierten – aus ihren angestammten Heimatgebieten östlich der Oder vertrieben. In der Sowjetischen Besatzungszone, die sich selbst gern als demokratischer Teil Deutschlands titulierte, erstickten die Eroberer Hand in Hand mit den deutschen Kommunisten alle ihrer Gleichschaltungspolitik zuwiderlaufenden Bestrebungen im Keime. Eine Hauptrolle in diesem Prozeß spielten die Internierungspraktiken des sowjetischen Geheimdienstes NKWD/MWD.

Als Resultat des Zweiten Weltkrieges war ganz Osteuropa unter die Herrschaft des Stalinschen Machtapparates geraten. Der Stalinismus hatte sich somit von einer spezifisch russischen zu einer internationalen Erscheinung ausgeweitet, die sich unabhängig von nationalen Besonderheiten quer durch alle Staaten Osteuropas zog. Die anfängliche Freude dieser Völker über die Befreiung vom Hitlerjoch währte nur kurz. Stalins Repressionsapparat folgte der Roten Armee auf dem Fuße. In den besetzten Ländern wurden moskauhörige Satellitendiktaturen installiert.

Den eroberten Gebieten auf dem Territorium des ehemaligen Deutschen Reiches widmeten die Sowjets besonderes Augenmerk. Zum einen saß der Schock des deutschen Überfalls von 1941 mit seinen verheerenden Folgen sehr tief, zum anderen stand die Sicherung der neuen Herrschaftsform an der Nahtstelle der beiden Weltsysteme im sowjetischen strategischen Kalkül an erster Stelle. In den deutschen Kommunisten, die zum Teil bereits im sowjetischen Exil entsprechend gedrillt worden waren, besaßen die neuen Machthaber willfährige Mitstreiter.

Die sowjetischen Besatzer gingen von Beginn an weitaus radikaler vor als die Alliierten im Westen. Dabei, wie überhaupt bei der unterschiedlichen Entwicklung in Ost- und Westdeutschland, spielte neben den verschiedenen Staatsformen der Siegermächte natürlich auch das unterschiedliche Ausmaß der in ihren Ländern entstandenen Kriegsschäden und verübten Nazi-Verbrechen eine gewichtige Rolle. Daß die Nazis vor allem über die Sowjetunion unermeßliches Leid brachten, ist bekannt. Insofern stehen individuelle Racheakte sowjetischer Militärangehöriger hier nicht zur Debatte. Angesichts der Greueltaten, die SS und Wehrmacht in der UdSSR verübt hatten, nahmen sich die sowjetischen Vergeltungsmaßnahmen sogar relativ geringfügig aus. Der Stalinismus kam aber nicht als Sammelsurium individueller Aktivitäten nach Deutschland, sondern als in sich geschlossenes System. Es wäre verfehlt, in der sowjetischen Besatzungspolitik lediglich eine Reaktion auf die deutschen Kriegsverbrechen in der UdSSR zu sehen. Im Mittelpunkt dieser Politik stand vielmehr die Herrschaftssicherung in einem okkupierten Gebiet, was sich mit wachsender zeitlicher Distanz zum Kriegsende immer deutlicher zeigte.

So schloß die Verfolgung ehemaliger Nazis zugleich die Verfolgung von mutmaßlichen oder tatsächlichen Gegnern der kommunistischen Umwälzung ein. Typisch für diese Parallelität war die Instrumentali-

sierung des Antifaschismus gegen Nichtfaschisten: Da sich nach 1945 Menschen am besten diskreditieren ließen, indem man Nazis aus ihnen machte, wurden Tausende Gegner der stalinistischen Neuordnung zu Hitleranhängern erklärt und verschleppt. Dieser Aspekt spielte auch bei den sowjetischen Internierungspraktiken in Deutschland eine zentrale Rolle. Alle politisch motivierten Säuberungen geschahen unter dem Deckmantel der Entnazifizierung.

Die Errichtung der NKWD/MWD-Lager läßt sich also keinesfalls nur auf die Existenz der Nazi-Konzentrationslager zurückführen. Vielmehr war mit der Roten Armee auch das Stalinsche Lagersystem nach Deutschland gelangt. Die sibirischen GULAGs, in denen der Sowjetdiktator ganze Bevölkerungsgruppen verschwinden ließ, existierten bereits zu einer Zeit, als an die Machtergreifung Hitlers noch gar nicht zu denken war.

Nichtsdestoweniger war die Internierung zunächst tatsächlich ein Mittel der Entnazifizierung, das alliierten Regelungen entsprach. In einer nach der deutschen Kapitulation von Präsident Roosevelt erlassenen Weisung an den Oberkommandierenden der US-Streitkräfte in Deutschland heißt es unter anderem: »Personen werden als mehr als nominelle Parteimitglieder [...] betrachtet, wenn sie ein Amt oder irgendeine andere Aktivität auf irgendeiner Ebene [. . .] ausgeübt haben [...]. Alle Personen, die, wenn man sie weiter in Freiheit ließe, die Erreichung Ihrer Ziele gefährden würden, werden [...] verhaftet und bis zu einem Gerichtsverfahren vor einem entsprechenden, von Ihnen zu errichtenden halbjuristischen Forum in Haft gehalten.« Ähnliches besagt das am 1. August 1945 unterzeichnete Protokoll der Berliner Dreimächte-Konferenz, wo unter Punkt 5 des Abschnitts über politische Grundsätze für die Behandlung Deutschlands folgendes festgelegt wird: »Kriegsverbrecher und alle diejenigen, die an der Planung und Verwirklichung nazistischer Maßnahmen, die Greueltaten oder Kriegsverbrechen nach sich zogen oder als Ergebnis hatten, teilgenommen haben, sind zu verhaften und dem Gericht zu übergeben. Nazistische Parteiführer, einflußreiche Nazianhänger und Leiter der nazistischen Ämter und Organisationen, die für die Besetzung und ihre Ziele gefährlich sind, sind zu verhaften und zu internieren.«

Auch in den Westzonen wurden Internierungslager in Betrieb genommen. Formell entsprachen sowohl die Lager im Osten als auch die im Westen der Direktive Nr. 38 des Alliierten Kontrollrats vom 12. Oktober 1946 über die »Verhaftung und Bestrafung von Kriegsverbrechern, Nationalsozialisten und Militaristen und Internierung, Kontrolle und Überwachung von möglicherweise gefährlichen Deutschen«.

An der Interpretation freilich schieden sich die Geister. Da die neuen Machthaber in der Sowjetischen Besatzungszone die selbsternannten »eigentlichen« Antifaschisten waren, galt quasi jeder ihrer Gegner als potentieller Faschist. Interniert wurden keineswegs nur Nazi-Anhänger und Kriegsverbrecher. Die Lager fungierten zusätzlich als ein in Rußland bereits seit langem bewährtes Mittel zur Ausschaltung von Oppositionellen und »Klassenfeinden« sowie zur Verbreitung von Angst in der Bevölkerung. Längerfristig half ihre Existenz bei der Lancierung deutscher Kommunisten in alle wichtigen Machtpositionen der späteren DDR. In der parallel stattfindenden Internierung ehemaliger Nazis auf der einen sowie möglicher oder tatsächlicher Gegner des kommunistischen Kurses auf der anderen Seite offenbarte sich das eingangs angesprochene Zusammenfallen von Antifaschismus und Stalinismus auf deutliche Weise.

Internierung als Mittel der Herrschaftssicherung

Als die Rote Armee – mit dem Geheimdienst NKWD (seit 1946 MWD) im Troß – Anfang 1945 in Deutschland einmarschierte, war von Hitlers »Tausendjährigem Reich« nur noch ein Trümmerhaufen übrig. Die ersten Maßnahmen der Besatzer galten der Zerschlagung letzter Widerstandsnester, der allmählichen Normalisierung des öffentlichen Lebens und dem Aufspüren von NS-Verbrechern. Es herrschte sowjetisches Kriegsrecht. Übergriffe gegen die Zivilbevölkerung waren an der Tagesordnung. Hunger, Chaos und Angst bestimmten das tägliche Leben des ruinierten Landes.

Die Chefs der Besatzungstruppen erließen ihre ersten Verordnungen in Form von Befehlen. Neben der Warnung vor jeglichem Wider-

stand gegen die sowjetischen Organe und ihre Maßnahmen hatten diese zunächst die Aufforderung an alle ehemaligen Nazis zum Inhalt, sich zur Registrierung bei den Besatzungsbehörden zu melden. So ordnete beispielsweise der Stadtkommandant von Berlin, Generaloberst Bersarin, in seinem Befehl Nr. 1 vom 28. April 1945 an, daß sich »das gesamte führende Personal aller Dienststellen der NSDAP, Gestapo, Gendarmerie, des Sicherheitsdienstes, der Gefängnisse und aller übrigen staatlichen Dienststellen« binnen 48 Stunden und »alle in der Stadt Berlin verbliebenen Angehörigen der deutschen Wehrmacht, der SS und der SA« binnen 72 Stunden zur Registrierung einzufinden hätten. Mit diesen Erfassungen begannen auch die ersten Verhaftungen. »Zusammen mit den während der Kampfhandlungen auch unter der Zivilbevölkerung gemachten Gefangenen bildeten die bei der Registrierung Festgenommenen gleichsam das ›erste Kontingent‹ von Häftlingen. Außer aus ehemaligen Wehrmachtsangehörigen rekrutierte es sich aus ehemaligen Funktionsträgern der NSDAP und ihrer Gliederungen, sonstigen politisch Belasteten, aber auch aus Bürgermeistern, Beamten, Polizeiposten. Sie alle waren Zivilgefangene, Internierte«, schreibt der Historiker Karl Wilhelm Fricke.[1]

Mit den Verhafteten verfuhren die Sowjets auf verschiedene Weise. Die Kriegsgefangenen wurden mehrheitlich in großen Lagern auf sowjetischem Territorium festgehalten. Zivilgefangene internierte man in der Regel ohne Verurteilung in Deutschland, oder man verschleppte sie in die UdSSR. Letzteres geschah vor allem, wenn es sich um technische Experten handelte, die sich beim Wiederaufbau der zerstörten sowjetischen Wirtschaft einsetzen ließen. Ein Teil der Festgenommenen wurde von sowjetischen Militärtribunalen (SMT) verurteilt und danach zumeist in russische Straflager deportiert. Vielfach fungierten die Internierungslager auf deutschem Gebiet als Zwischenstation für den Abtransport in die UdSSR. Vor allem das ehemalige Nazi-KZ Sachsenhausen und die Horn-Kaserne in Frankfurt/Oder dienten als solche Umschlagplätze. Da die Militärtribunale nach der Auflösung der Lager weiterarbeiteten, belieferten sie später auch den DDR-Strafvollzug mit Gefangenen.

Schätzungen von Fricke zufolge wurden in den Jahren bis 1950 etwa 25000 bis 30000 Menschen aus ost- und mitteldeutschen Lagern in die Sowjetunion verschleppt. Rund 10000 weiteren Verhafteten widerfuhr dieses Schicksal ohne Zwischenaufenthalt unmittelbar nach der Festnahme. Mehr als die Hälfte der Deportierten waren SMT-Verurteilte. »Mit ihrer Deportation in die Zwangsarbeitslager der UdSSR«, schreibt Fricke, »verloren die Internierten ihren Sonderstatus – sie wurden mit der aus Strafgefangenen, Kriegsgefangenen und Zivilverschleppten zahlreicher europäischer und asiatischer Völker gebildeten Masse unzähliger Zwangsarbeiter ›amalgamiert‹. Ihr Schicksal unterschied sich in nichts von dem ihrer Leidensgefährten.«[2] Das Gros der Internierten verblieb allerdings auf deutschem Territorium.

An dieser Stelle muß noch auf den Unterschied zwischen Internierungs- und Kriegsgefangenenlagern hingewiesen werden. Kriegsgefangene wurden vor allem außerhalb Deutschlands auf dem Gebiet der Siegermächte festgehalten, für eine kurze Zeit nach dem Krieg allerdings auch in Deutschland. Erinnert sei an die berüchtigten Rheinwiesenlager der US-Armee, wo Zehntausende unter freiem Himmel kampieren mußten und unzählige von ihnen an Hunger und Seuchen zugrunde gingen. Dieser Unterschied gilt ebenfalls für die sowjetischen Lager, auch wenn es bei dem oftmals systemlosen Vorgehen der Sowjets dazu kam, daß gefangengenommene Wehrmachtsangehörige in Deutschland gemeinsam mit Zivilinternierten eingesperrt wurden. Die Kriegsgefangenenlager sind aber nicht Gegenstand dieser Darstellung.

Insgesamt durchliefen nach westlichen Schätzungen etwa 180000 Häftlinge die Internierungslager Ost- und Mitteldeutschlands. Etwa jeder Dritte von ihnen fand den Tod. Natürlich ist die Exaktheit solcher Schätzungen schwer nachzuprüfen. Die verschiedenen Zahlenangaben sind oft widersprüchlich. Sie beruhen zum Teil auf heimlich geführten Totenlisten, die durch freigekommene Lagerhäftlinge nach draußen geschmuggelt und später in den Westen gebracht wurden, und auf verallgemeinerten Aussagen ehemaliger Lagerinsassen über Belegungsstärke und Sterblichkeit.

Lange Zeit hatte man angenommen, daß von den Sowjets keine diesbezüglichen Statistiken geführt wurden. Nachdem aber im Zuge

des politischen Umsturzes in der DDR das Lagerthema enttabuisiert worden war, meldeten sich erstmals auch sowjetische Stellen zu Wort. In einer Denkschrift des sowjetischen Innenministeriums vom Juli 1990 wurden auf Archivdokumenten basierende Zahlen zu den Internierungslagern veröffentlicht.[3] Diesen Dokumenten zufolge sollen von 1945 bis 1950 insgesamt 122671 Deutsche in NKWD/MWD-Sonderlagern auf dem Territorium der Sowjetischen Besatzungszone eingesessen haben, von denen 45262 wieder auf freien Fuß gesetzt wurden; 42889 Häftlinge seien dort verstorben, 12770 Personen in die UdSSR gebracht und 6680 in Kriegsgefangenenlager überführt worden. Des weiteren ginge aus den Unterlagen hervor, daß 14202 Internierte an die ostdeutschen Behörden übergeben und 756 durch Militärgerichte zum Tode verurteilt wurden. 212 Personen soll die Flucht aus den Lagern gelungen sein.

Die sowjetischen Angaben erscheinen jedoch im Vergleich zu den Schätzungen westlicher Zeithistoriker deutlich untertrieben. Zum einen ist kaum anzunehmen, daß bei den chaotischen Zuständen während der ersten Nachkriegsmonate und angesichts der bekanntermaßen oberflächlichen sowjetischen Protokollführung exakte Statistiken ermittelt wurden. Zum anderen ist es fraglich, ob diese Dokumente geschlossen in die UdSSR gelangten. Zweifelhaft erscheint auch die angeblich jeden einzelnen Häftling einschließende Genauigkeit der Angaben allein schon angesichts der Tatsache, daß sich beispielsweise die genannte Zahl der an die ostdeutschen Behörden übergebenen Häftlinge nicht mit jener deckt, die von den Sowjets Anfang 1950 veröffentlicht wurde. (Vgl. S. 195)

Von allen ehemaligen Lagerinsassen wurde übereinstimmend die Zeit bis Ende 1947/Anfang 1948 hinsichtlich der Haftbedingungen als besonders schrecklich und chaotisch geschildert. In diese Periode fiel das größte Massensterben. Es war keinesfalls die Regel, daß die Toten vor ihrem Abtransport in die Massengräber gezählt oder gar namentlich registriert wurden. Erst 1948 normalisierten sich die Zustände in den Lagern etwas. Bezeichnenderweise stammen die jetzt vom sowjetischen Innenministerium veröffentlichten Archivdokumente, die »eine Vorstellung über die Ereignisse jener Tage« geben sollen, aus dem Jahre 1948. Im »Sanitätsbericht über den Krankenstand

und die Sterblichkeit im Sonderlager Nr. 3 [Bautzen – d. Verf.] im Zeitraum vom 27. Oktober bis 26. November 1948«, unterzeichnet vom Kommandanten des Sonderlagers, Oberst Kasakow, wird für den Berichtszeitraum der Tod von vierzehn Häftlingen vermeldet. Interessant ist jedoch eine Notiz über »192 Neuzugänge«, die entweder aus dem Lager Mühlberg oder aus dem Lager Fünfeichen gekommen sein müssen. Unter diesen 192 Neuzugängen befanden sich 139 Kranke, davon beispielsweise 13 mit Lungentuberkulose und 54 mit mehr oder weniger starken Abmagerungssymptomen. Dieser enorm hohe Prozentsatz von der Haft gezeichneter Personen verweist mit ziemlicher Deutlichkeit auf die Zustände, denen diese Gefangenen vor ihrer Überführung ausgesetzt waren, und läßt ganz andere Rückschlüsse auf die Sterblichkeitsrate zu. Die im Dokument genannten relativ hohen Verpflegungssätze im »Sonderlager Nr. 3« können ebenfalls nicht für den gesamten Zeitraum der Internierung verallgemeinert werden.

Die Tiefstapelei in der Darstellung des sowjetischen Innenministeriums reicht bis zur Entstellung der Tatsachen. So heißt es in der Denkschrift unter anderem:

> Die verfügbaren [!] Dokumente belegen, daß in den Lagern der Sowjetischen Besatzungszone für jene Zeit erträgliche Haftbedingungen geschaffen wurden und die Behandlung der Häftlinge auf der Grundlage des Gesetzes erfolgte. Die hohe Sterblichkeit unter den gefangenen Deutschen ist vor allem auf Krankheiten zurückzuführen (insbesondere Tuberkulose). Die gegenüber der sowjetischen Besatzungsmacht erhobenen Anschuldigungen der zielgerichteten physischen Massenvernichtung von Häftlingen wurden durch die Archivdokumente nicht bestätigt. Die Anzahl der Deutschen, die wegen ihrer Verbrechen zum Tode verurteilt wurden, betrug 0,6 Prozent der Häftlinge in den Sonderlagern. Die Verluste machen betroffen. Aber sie stehen in keinem Verhältnis zu den Millionen sowjetischer Menschen, die ohne Gericht und ohne Untersuchung von der Hand der Nazisten umgekommen sind.
> Zu allen in die Lager eingewiesenen Personen wurden sorgfältige Untersuchungen durchgeführt, in deren Folge viele wieder frei-

gelassen wurden. Das belegen die angegebenen Ziffern. Es ist jedoch nicht ausgeschlossen, daß sich unter den Internierten auch Personen befanden, die lediglich auf der Grundlage von Anzeigen oder in Folge tragischer Verknüpfungen in Haft genommen wurden.

Die Unverhältnismäßigkeit zwischen deutschen und sowjetischen Kriegsverbrechen wird hier zwar zu Recht in Erinnerung gerufen, kann aber kaum als Argument für die faktische Verniedlichung der Bedingungen in den NKWD-Lagern akzeptiert werden. Neben der schwer nachvollziehbaren Behauptung, in den Lagern hätten »erträgliche Haftbedingungen« geherrscht, muß vor allem die Erklärung zurückgewiesen werden, daß zu allen Internierten »sorgfältige Untersuchungen« durchgeführt worden seien. Untersucht wurde in den Lagern überhaupt nicht. Selbst gegen diejenigen Häftlinge, die man später zur Aburteilung an die DDR-Behörden übergab, war während der gesamten Haftzeit nicht ermittelt worden. Als Grundlage für ihren Prozeß dienten lediglich die unmittelbar nach der Verhaftung angefertigten Vernehmungsprotokolle. Insofern wäre den sowjetischen Behörden – bei allem verständlichen Haß auf die Nazis – nachträglich ein realistischerer Umgang mit den Tatsachen anzuraten, zumal ja die als Vergeltungsschlag hingestellte Annexion Ostdeutschlands von demselben Apparat inszeniert wurde, der auch in der Sowjetunion Zehntausende unschuldiger Menschen willkürlich einsperren ließ.

Die Einrichtung der sowjetischen Internierungslager orientierte sich an der politischen Grenzziehung in der unmittelbaren Nachkriegszeit. In den ehemaligen deutschen Ostgebieten bestanden für den relativ kurzen Zeitraum vom Einmarsch der Roten Armee bis Ende 1945/Anfang 1946 die Lager Graudenz (Westpreußen), Landsberg/Warthe, Posen und Tost (Oberschlesien). Tost war das Lager mit der höchsten Todesrate im Osten, dort starben weit über 3000 Gefangene. Insgesamt kamen an diesen vier Orten etwa 9000 Menschen ums Leben. Am längsten existierte das Lager Graudenz, das im Februar 1946 aufgelöst wurde.

Die überlebenden Häftlinge transportierte man entweder in die Sowjetunion oder in die Lager nach Mitteldeutschland. Dort befanden sich die Internierungslager Ketschendorf, Frankfurt/Oder, Jamlitz/Lieberose, Weesow, Bautzen, Berlin-Hohenschönhausen, Sachsenhausen und Fünfeichen; nach der vertragsgemäßen Räumung Westmecklenburgs, Sachsen-Anhalts, Westsachsens und Thüringens durch die West-Alliierten kamen die Lager Buchenwald, Torgau und Mühlberg (Elbe) dazu. Darüber hinaus existierten noch einige kleinere Gefangeneneinrichtungen mit provisorischem Charakter, die aber allesamt bis Ende 1945 aufgelöst wurden.

Die ständigen Internierungslager waren spätestens seit dem Herbst 1945 in Betrieb. Die meisten von ihnen hatten schon während der Nazi-Zeit ähnlichen Zwecken gedient und wurden dann von den Sowjets übernommen. Es handelte sich um ehemalige Konzentrationslager wie Sachsenhausen, Buchenwald und Jamlitz, um Kriegsgefangenenlager wie Fünfeichen und Mühlberg oder Strafanstalten wie Bautzen und Torgau. Der naheliegende Terminus »KZ« verbietet sich dennoch, weil damit unzulässige Parallelen zu den Einrichtungen während der Herrschaft der Nationalsozialisten gezogen würden. Weder handelte es sich hier um Vernichtungslager (es gab keinerlei Anlagen zur Massentötung) noch um Zwangsarbeitslager (die meisten Häftlinge durften nicht arbeiten). Bestialische Folterungen, wie sie in den Nazi-KZ an der Tagesordnung waren, sind aus sowjetischen Lagern höchstens in Ausnahmefällen bekannt. Aber auch die Bezeichnung »Internierungslager« ist problematisch, weil die haarsträubenden hygienischen Bedingungen und die miserable Verpflegung nicht den Vorstellungen entsprechen, die man gemeinhin von einem Lager für Zivilinternierte hat. Die »Speziallager des NKWD« – so die interne Bezeichnung – stellten quasi eine Mischform verschiedener Lagerarten dar. Wir behalten allerdings in dieser Darstellung den Begriff »Internierungslager« bei, da er uns am sachlichsten erscheint.

Selbstredend wurden in den sowjetischen Lagern auch Personen festgehalten, die das nationalsozialistische Regime aktiv unterstützt hatten. Ein durchaus repräsentatives Bild von der Zusammensetzung dieses Personenkreises dürfte der folgende Bericht aus einer Publikation von Hans-Peter Range geben: »Der Schreiber der Quarantäne-Baracke war Oberstaatsanwalt in der Reichskanzlei und für Begnadigungen zuständig gewesen; mehrere jüngere Frauen hatten als

Aufseherinnen der SS im Nazi-KZ Ravensbrück Dienst getan; ein Häftling [. . .] war Gauamtsleiter für Kultur, ein anderer Kreisleiter der NSDAP, mehrere sind NS-Ortsgruppenleiter und Blockwart, höhere Führer im Reichsarbeitsdienst und Chef der Feuerlöschpolizei gewesen; manche waren hohe Offiziere in der Wehrmacht, sogar Generäle saßen dort ein, auch sprach man von einem SS-Standartenführer. Doch befassen tat man sich mit diesen wohl kaum, denn auch sie saßen in ihren Baracken Monat für Monat unbehelligt, bis sie schließlich, wie jeder Überlebende, irgendwann entlassen wurden, oder, wie dies in Sowjet-KZ's leider die Regel war, an Typhus, Ruhr oder Dystrophie verstarben.«[4]

Die DDR-Geschichtsschreibung, die sich dieses Themas, wenn überhaupt, stets nur indirekt annahm, hat später die Legende ausgestreut, die Internierung nach dem Krieg habe ausschließlich die Entnazifizierung unterstützt und von ihr betroffene Personen seien durchweg Nazi- und Kriegsverbrecher gewesen. Ihre spätere Freilassung sei einzig auf die Gnade der Sieger zurückzuführen. Dieselbe Auffassung spricht auch aus zeitgenössischen Pressemitteilungen, wo im Zusammenhang mit den Entlassungen von 1948 und 1950 ständig von »begnadigten Verbrechern« die Rede ist.

Die Wahrheit aber sah anders aus. Nur ein relativ geringer Prozentsatz der Internierten hatte eine aktive nazistische Vergangenheit. Wirkliche NS-Größen gab es in den Lagern sehr selten. Diese hatten sich entweder, der gegen Kriegsende einsetzenden Fluchtbewegung gen Westen folgend, vorher abgesetzt, oder sie wurden von Militärtribunalen verurteilt und in die UdSSR abtransportiert. Daß man nahezu alle Internierten – auch die später an die DDR-Behörden überstellten – bis Ende der fünfziger Jahre wieder auf freien Fuß setzte, bewies im nachhinein ihre mehrheitliche Unschuld. (Überführte Nazi-Verbrecher sind bekanntlich in der DDR stets ihrer gerechten Strafe zugeführt und keineswegs freigelassen worden.) Natürlich haben die SED-Machthaber diesen Umstand nie offiziell eingestanden und lieber den Mantel des Schweigens über das Lagerkapitel gebreitet.

Die Mehrheit der Lagerinsassen war also unschuldig im juristischen, wiewohl oftmals »feindlich« im ideologischen Sinne. Die Verhaftungswelle der Nachkriegsmonate erfaßte »mehr und mehr Menschen, die ›objektiv‹ als ›Klassenfeinde‹ zu gelten hatten – nämlich aufgrund ihrer sozialen Herkunft, ihrer Klassenzugehörigkeit. Betroffen waren also nicht nur große und kleine Nazis sowie ehemalige HJler, sondern Beamte und Verwaltungsangestellte, Richter und Rechtsanwälte, Journalisten, Lehrer, Wissenschaftler, Kaufleute und Fabrikanten, Großbauern und Großgrundbesitzer, ›Junker‹ [. . .]. Zur Sicherung der neuen Macht sollte die alte Elite isoliert, womöglich dezimiert werden, um ›konterrevolutionären Aktivitäten‹ vorzubeugen.« (Fricke)[5]

Auch Ärzte, Geistliche und Angestellte der Rüstungsindustrie befanden sich unter den Häftlingen. Eine besondere Kategorie von zeitweilig oder dauerhaft Internierten bildeten aus alliierter Gefangenschaft entlassene Kriegsgefangene, die sogenannten POWs (»prisoners of war«). Anfang 1946 meldete die katholische Kirche in Westdeutschland, daß 40000 freigekommene Kriegsgefangene bei ihrer Heimkehr in die Sowjetische Besatzungszone Deutschlands vom NKWD wieder verhaftet worden seien. Die meisten »POWs« wurden in sowjetische Arbeitslager deportiert, oftmals über den Zwischenaufenthalt Internierungslager. (Siehe dazu den Erlebnisbericht von Herbert Zimpel.)

Das Unrechtssystem verselbständigte sich so sehr, daß sich sogar Widerstandskämpfer gegen die Nazi-Diktatur unversehens in sowjetischen Lagern wiederfanden. Zu ihnen gehörten Männer des 20. Juli 1944 wie Justus Delbrück und Ulrich Freiherr von Sell, die in Jamlitz starben. Horst von Einsiedel, Angehöriger des »Kreisauer Kreises«, kam 1946 in Sachsenhausen ums Leben. Herzog Joachim Ernst von Anhalt, den die Nazis im KZ Dachau gefangenhielten, starb 1947 im NKWD-Lager Buchenwald.

Selbst Kommunisten, die sich unter ihrem Gesellschaftsideal etwas anderes vorgestellt hatten als das, was die Sowjets und ihre deutschen Helfershelfer praktizierten oder zumindest stillschweigend duldeten, gehörten zu den Lagerhäftlingen. In der bereits zitierten Darstellung aus dem Lager Fünfeichen werden beispielsweise kommunistische Häftlinge erwähnt, die den Methoden der Besatzer Widerstand geleistet hatten und dafür die Quittung von ihren sowjetischen Genossen

bekamen: »Ein Barackenältester im Nordlager war Bürgermeister einer Stadt in Vorpommern geworden, weil die Russen ihn als Mitglied der KPD einsetzten; sie vergaßen nur, daß der Mann zwar überzeugter Kommunist, nicht aber Verteidiger russischer krimineller Übergriffe auf seine Landsleute war; so kam er als Häftling nach Fünfeichen. Und auch ein kommunistischer Stadtrat aus Ost-Berlin, der als uralter Kommunist beim russischen Stadtkommandanten gegen die zahllosen Vergewaltigungen deutscher Frauen durch russische Soldaten protestiert hatte, erschien eines Tages im KZ Fünfeichen als Häftling des NKWD.»[6] Sein Name: Ewald Pieck, Bruder des späteren DDR-Staatspräsidenten.

Ab 1946 wurden zunehmend Opponenten des eben erst aus der Taufe gehobenen SED-Regimes inhaftiert. Die Herrschaft dieser Partei beruhte von Anfang an auf sowjetischen Bajonetten. Daß die Lager unter dem Kommando der UdSSR-Behörden standen, ändert nichts an der Tatsache, daß die ostdeutschen Kommunisten zugleich Zutreiber und Nutznießer des Lagersystems waren. Noch schärfer formulierte der bundesdeutsche Zeitgeschichtler Gerhard Finn: »Eine völlig korrupte und kaltherzige Parteiführung bediente sich der Geheimpolizei der Sowjetunion, um ›unsichere Elemente‹ und oppositionelle Genossen ins KZ oder in die Sowjetunion bringen zu lassen.«[7] Die Übernahme von rund 15000 NKWD/MWD-Häftlingen durch Ulbrichts Regierung Anfang 1950 verdeutlicht das reibungslose Zusammenwirken von deutschen und sowjetischen Stalinisten.

So gerieten vornehmlich Sozialdemokraten, die von der Vereinigung ihrer Partei mit der KPD zur SED am 21./22. April 1946 überrumpelt worden waren, sowie Mitglieder der bürgerlichen Parteien LDP und CDU in das Räderwerk stalinistischer Verfolgung. Vor allem im Zusammenhang mit den ersten und bis 1990 auch letzten freien Kreis- und Landtagswahlen in Ostdeutschland am 20. Oktober 1946 lief die aus politischen Gründen in Gang gesetzte Verhaftungsmaschinerie auf Hochtouren. Trotz von den Sowjets unterstützter ständiger Terrorisierung ihrer Wahlgegner erreichte die SED nur 47,5 Prozent der abgegebenen Stimmen. Nirgends besaß sie die absolute Mehrheit, in Sachsen-Anhalt wurde die Einheitspartei durch

eine bürgerliche Koalition sogar in die Oppositionsrolle gedrängt. Bei den zum selben Zeitpunkt abgehaltenen Wahlen zur Gesamtberliner Stadtverordnetenversammlung landete die SED mit 19,8 Prozent der Stimmen auf Platz drei hinter der SPD (48,7) und der CDU (22,2). Eine derartige Zurücksetzung gefiel den kommunistischen Besitzern der absoluten Wahrheit natürlich ganz und gar nicht. Die Internierungslager ihrer Verbündeten füllten sich mit bürgerlichen Oppositionellen und widerspenstigen Sozialdemokraten. Besonders »gefährliche» Gegner verschwanden in Richtung Sibirien, wie zum Beispiel 33 Angehörige der jungliberalen Opposition um den Leipziger Studentenratsvorsitzenden Wolfgang Natonek und den LDP-Landesjugendreferenten Arno Esch. Sieben von ihnen, darunter Arno Esch, wurden 1949 zum Tode verurteilt und später erschossen, die anderen verurteilten die Sowjets zu je 25 Jahren Zwangsarbeitslager.

Fricke unterscheidet zwei Grundtendenzen der politischen Verfolgung in Ost- und Mitteldeutschland während der ersten Nachkriegsjahre: den »unmittelbar bei Kriegsende einsetzende[n] kollektive[n] Terror mit primär präventiver Zielsetzung« und den »darauf folgende[n] justizielle[n] Terror zur Herrschaftssicherung. Während sich die erste Phase als Masseninternierung deutscher Staatsangehöriger vollzog, wurde die zweite Phase einmal durch die Strafjustiz der sowjetischen Militärtribunale und – wenn auch in geringerem Umfang – zum anderen durch die Administrativ-Justiz des NKWD/MWD geprägt. Zwar setzten Verurteilungen deutscher Staatsangehöriger bereits unmittelbar nach Kriegsende ein, aber das wesentliche Moment bildete zunächst die Internierung.«[8]

Verhaftung, Verhör, Verschleppung

Bevor die Häftlinge in die Lager gebracht wurden, verschleppte man sie meist erst in provisorische Gewahrsame des NKWD (oftmals fälschlich »GPU-Keller« genannt). Die Verhaftungen erfolgten teilweise bei Razzien oder Hausdurchsuchungen. Nicht selten wurden Personen auch auf offener Straße oder vom Arbeitsplatz weg verhaf-

tet. Begründungen gaben die Sowjets den Opfern und ihren Angehörigen in der Regel nicht.

Um festgenommen zu werden, genügten bereits die geringfügigsten Verdachtsmomente einer früheren Verbindung zum NS-Regime. Pure Anschuldigungen erschienen den Sowjets ausreichend; in der »Untersuchungshaft« wurden dann hin und wieder Geständnisse aus den Gefangenen herausgeprügelt. Häufig fielen die Betroffenen auch Denunziationen zum Opfer. Um die eigene Haut zu retten oder sich persönlich Vorteile zu verschaffen, schwärzten Deutsche, die bereits festgenommen worden waren, beziehungsweise denen man mit der Festnahme gedroht hatte, beliebige Personen aus ihrer Umgebung bei den Besatzern an.

Oftmals kam es auch zu Verwechslungen oder Fehlinterpretationen, die sich aus der Unkenntnis deutscher Amtsbezeichnungen ergaben. So wurde beispielsweise im Kreis Bautzen ein Mann aufgrund seiner Namensgleichheit mit einem SS-Einsatzgruppenleiter verhaftet und auch dann nicht freigelassen, als sich die Verwechslung eindeutig herausgestellt hatte. Man sagte der Frau des zu Unrecht Festgenommenen vielmehr, ihr Mann werde erst dann wieder freikommen, wenn sie den Sowjets den SS-Namensvetter brächte. Aus Fünfeichen wurde berichtet, daß man dort einen Mann drei Jahre als »SS-Bannführer« einsperrte, der tatsächlich nur »S-Bahn-Führer« gewesen war. Diese Aufzählung ließe sich beliebig fortsetzen.

Die Verhaftungen fanden so nach einem für die Deutschen nicht zu durchschauenden System statt (welches in Wirklichkeit keines war). Das spurlose Verschwinden von Angehörigen, Nachbarn und Kollegen erzeugte in der Bevölkerung ein Klima der Angst und Unsicherheit – die schon aus der Hitlerzeit bekannte und auch vom Sowjetdiktator als bewährt erkannte Voraussetzung zur reibungslosen Durchsetzung repressiver Maßnahmen. Nicht zuletzt muß hier erwähnt werden, daß die Verhafteten als »Kriegsschuldige« und »Verbrecher« oftmals umgehend enteignet wurden, was mit Sicherheit auch zu den Kriterien ihrer Auswahl zählte.

Eine besondere Gruppe unter den Festgenommenen bildeten Jugendliche, die von den Sowjets verdächtigt wurden, der durch SS-Leute geführten HJ-Zweigorganisation »Werwolf« anzugehören.

Diese von den Nazis in den letzten Kriegsmonaten ins Leben gerufene Partisanenkampf- und Terrororganisation genoß bei den Besatzern einen Ruf, der in keinem Verhältnis zum eher geringfügigen Ausmaß ihrer Tätigkeit stand. So wurden Tausende Jugendliche im Alter zwischen zwölf und achtzehn Jahren unschuldig in die NKWD-Lager gebracht, wo viele von ihnen elend umkamen.

Ein Zeitzeuge erinnert sich: »Als das Leben nach dem Krieg sich wieder zu ordnen begann und Arbeit nötig war zur Überwindung der Not, als sich die politischen Parteien mit einem Aufruf an das aus dem Gleichgewicht gekommene Volk wandten, als die Jugend wieder zu singen und zu tanzen begann und die Schulen ihre Türen öffneten, zählte ich zu dem Teil der Jugend, der Denunziationen zum Opfer fiel und wegen haltloser, unbegründeter Anschuldigungen seine soeben errungene Freiheit verlor. Wir mußten doch noch erleben, was die Nazi-Propaganda dem kriegsmüde gewordenen Volke um die Ohren legte, um es durch Ängste vor Sibirien und der GPU zum Durchhalten und zum letzten Opfer zu bewegen. Es gehört zu den Schandtaten dieser Zeit, daß junge Menschen, fast noch Kinder oder tatsächlich noch im Kindesalter, ohne Beweis beschuldigt wurden, sich an verbrecherischen Handlungen beteiligt zu haben, und jahrelang dem Elend der Zuchthäuser und Lager der Besatzungsmacht ausgesetzt waren. Ihr Tod wurde schließlich unverdiente Sühne für die Untaten anderer.«[9]

In provisorischen Gefängnissen – Kellern, Schuppen, Garagen, Arrestlokalen, Polizeidienststellen, abseits gelegenen Villen und kleineren Haftanstalten – wurden die Verhafteten verhört. Während aus den Internierungslagern kaum Übergriffe des sowjetischen Wachpersonals bekannt sind, gehörte dergleichen bei den Vernehmern zum Handwerk. Die NKWD-Offiziere versuchten mit allen Mitteln, Geständnisse aus ihren Gefangenen herauszupressen: mit Schlägen und anderweitigen Torturen, Schlafentzug und nächtelangen Verhören; sie sperrten ihre Opfer in Dunkel- und Wasserzellen und drohten mit sofortiger Erschießung oder dem Abtransport nach Sibirien. Während der Verhöre wurden Protokolle in russischer Sprache angefertigt, die der Beschuldigte zu unterschreiben hatte. Da die anwesenden Übersetzer selten richtig deutsch sprachen, blieb dem Gefan-

genen der genaue Wortlaut des Protokolls in der Regel unbekannt. Keiner der späteren Internierten erhielt jemals eine Anklageschrift oder ein Urteil.

Nach der mehr oder weniger kurzen Zwischenstation bei den NKWD-Vernehmern wurden die Häftlinge mit Lastkraftwagen in die Lager transportiert. Dort fanden sich aber auch Personen wieder, die zuvor nicht einmal verhört worden waren. Ein Neubrandenburger Augenzeuge berichtet dazu folgenden bezeichnenden Vorfall: »In dieser Zeit [im Sommer 1945 – d. Verf.] wurden über die Mecklenburger Landstraßen Gruppen von verhafteten ehemaligen Soldaten und Zivilisten nach Fünfeichen geschafft, die in Größenordnungen von etwa 50 bis 150 Personen zusammengestellt worden waren. Wenn in einer derartigen Marschkolonne die Anzahl der Marschierenden durch Flucht oder Erschöpfungstod geschrumpft war, wurden beliebige Passanten gewaltsam eingegliedert, damit die Vollständigkeit des Konvois bei der Einlieferung in das dortige Todeslager wieder hergestellt war.«[10] Es war nicht zuletzt dieses skrupellose Vorgehen der sowjetischen Besatzungsmacht, das manche Interpreten zu der im großen und ganzen indiskutablen Gleichsetzung sowjetischer und deutscher Gefangenenlager verleitet hat.

Das stalinistische Rechtsbild und seine Vollzugsorgane

Staatsterror ist das wichtigste Herrschaftsinstrument des Stalinismus, juristische Nichtachtung der Persönlichkeit eines seiner Hauptmerkmale. Die verhängnisvolle These des sowjetischen Staatsführers Stalin von 1929, daß sich der Klassenkampf im Inneren *gesetzmäßig* verschärfe, führte in der UdSSR zu bürgerkriegsähnlichen Zuständen. So war die »Kollektivierung der Landwirtschaft« 1930/31 von terroristischen Ausschreitungen begleitet, die selbst manchen Parteigrößen in der Moskauer Zentrale unangemessen schienen. Gegen Recht und Strafgesetz, das ohnehin von überharten Paragraphen wimmelte, wurden ganze Bevölkerungsgruppen deportiert und vernichtet. Wie zur Zarenzeit diente ein ausgedehntes System von Straflagern zur Kontrolle und Isolierung vermeintlicher Staatsfeinde.

Neu war allerdings, daß in der sowjetischen Rechtsprechung schon die Zugehörigkeit zu einer bestimmten sozialen Schicht (altes Offizierskorps, Groß- und Mittelbauernschaft, zaristisches Beamtentum, Geistlichkeit, Unternehmerschaft) ausreichte, um als »Klassenfeind« kriminalisiert und abgeurteilt zu werden. Wer einmal – schuldig oder nicht – in den Ruf geriet, Gegner der herrschenden Sowjetmacht zu sein, mußte mit härtester Bestrafung rechnen. Nach Untersuchungen des sowjetischen Historikers Dimitri Wolkogonow wurden in der Stalin-Ära mehr als 4,5 Millionen Menschen politisch verfolgt; 600000 wurden hingerichtet. Nach einer Mitteilung des Volkskommissars für Inneres an Stalin vom 1. Januar 1945 befanden sich zu diesem Zeitpunkt 2550275 Bürger in Straflagern.

Nirgendwo in der Welt gab es ein derartig weitgefächertes und umfassendes politisches Gesinnungsstrafrecht wie in der UdSSR. Das erklärt sich aus dem ununterbrochenen Handlungszwang des totalitären Staates, der zu seiner Machterhaltung ständig Opfer brauchte und folglich auch produzierte. Diesen Opfern fiel die Doppelfunktion zu, gleichermaßen als Abschreckung potentieller Systemgegner und als Sündenbock für nie eingelöste Versprechen von Staat und Partei zu dienen. Somit unterlagen Anschuldigungen und Bestrafungen letztlich nicht juristischen, sondern rein statistischen Kriterien: Das quantitative Soll an überführten Staatsfeinden mußte erfüllt werden. Wer dazu nicht beitrug, konnte selbst ein Gegner sein. Im Unterschied zum Rechtsverständnis bürgerlicher Demokratien, das vom Individuum ausgeht, verschwand in der stalinistischen Rechtsauffassung der einzelne hinter der Partei, die Partei hinter ihrem Apparat und der Apparat schließlich hinter dem Führer, der sich als einziger juristisch sicher fühlen konnte.

Schon Ende der zwanziger Jahre tauchten in politischen Prozessen immer häufiger Bezeichnungen wie »Agent«, »Spion« und »ideologischer Saboteur« auf. Richter und Staatsanwälte, deren Gerechtigkeitssinn nicht in die politische Landschaft paßte, wurden als »Doppelzüngler und Volksfeinde« diffamiert und durch seelenlose Parteibürokraten ersetzt. Resultate dieser negativen Auslese zeigten sich in den Moskauer Schauprozessen der Jahre 1936 bis 1938, als Dutzende von namhaften Politikern und Militärs (Nikolai Bucharin, Alexej Ry-

kow, Grigori Sinowjew, Michail Tuchatschewski und andere) nach entwürdigender Verhandlungsprozedur zum Tode verurteilt und hingerichtet wurden.

Welch unglaublichen Deformationen sowjetisches Rechtssystem und -empfinden ausgesetzt waren, wird an der Person des eiskalten Juristen Andrej Wyschinski (1883–1954) deutlich. Dieser Mann, den die anschwellende Woge der Gesetzlosigkeit 1935 ganz nach oben auf den Platz des Generalstaatsanwaltes der UdSSR spülte, galt als führender Rechtstheoretiker Stalins. Sein Rezept lautete: Gerichte müssen in »unfehlbare Waffen gegen die Klassenfeinde verwandelt werden, welche sie erbarmungslos unterdrücken, und Recht ohne Gnade walten lassen«.[11] Solche Maximen schufen die Grundlage für den Bruch mit sämtlichen allgemein anerkannten Rechtsnormen. Nicht mehr Menschen und der Schutz ihrer Rechte standen im Mittelpunkt. Recht sei vielmehr, so Wyschinski, dazu bestimmt, »die gesellschaftlichen Verhältnisse zu festigen und zu entwickeln, die der herrschenden Klasse (dem Proletariat) vorteilhaft und genehm sind«. Praktisch sah dies so aus, daß Wyschinski am laufenden Band für Vergehen, die keine waren, die Todesstrafe forderte und in den Schauprozessen der dreißiger Jahre die Angeklagten als »Dreckskerle«, »stinkende Kadaver«, »Bastarde von Fuchs und Schwein« oder »übelriechenden menschlichen Abschaum« bezeichnete. Von diesem Mann holte sich im Sommer 1949 Hilde Benjamin, stellvertretende Chefin des Obersten Gerichts und später DDR-Justizministerin, Vorgaben für den Aufbau eines sogenannten sozialistischen Rechtssystems.

Was an der sowjetischen Rechtsprechung besonders auffällt, ist eine völlige Unfähigkeit, die Schuld von Tätern oder Angeklagten zu differenzieren. Grundsätzlich hieß es: »Die Sowjetmacht verhaftet keine Unschuldigen.« Demnach war allein schon die Tatsache, daß ein Mensch festgenommen wurde, hinreichendes Indiz für das Vorliegen einer Schuld. Verhaftung, Anklage und Schuldspruch gerieten zum Automatismus. Objektive Beweise spielten kaum eine Rolle, dafür wurde das subjektive Schuldgeständnis (oft mit gewaltsamen Mitteln herbeigeführt) zur Krönung des gerichtlichen Beweises erklärt. Das Recht auf Verteidigung erfuhr extreme Beschränkungen und geriet oft zur reinen Farce.

Während der Nürnberger Prozesse 1945/46 zeigte sich die ganze Fragwürdigkeit des stalinistischen Rechtsdenkens. Für die von Wyschinski geschulten sowjetischen Richter und Ankläger konnte es nur darum gehen, die als erwiesen geltende Schuld der Täter möglichst spektakulär und möglichst schnell mit Höchststrafen zu sühnen. Im Stil der Moskauer Schauprozesse forderte das Abschlußplädoyer der UdSSR-Vertreter denn auch summarisch die Todesstrafe für alle Angeklagten, ohne Umschweife und Differenzierungen. Aber in Nürnberg konnte sich das angelsächsische Rechtsempfinden mit seiner geradezu unbestechlichen Korrektheit durchsetzen. In der Sowjetischen Besatzungszone gab es ein solches Korrektiv nicht.

Im UdSSR-Strafrecht spielten Gesinnungstatbestände eine unverhältnismäßig große Rolle. Eine Schlüsselfunktion kam in dieser Hinsicht dem berüchtigten Artikel 58 (»Konterrevolutionäre Verbrechen«) zu, der am 25. Februar 1927 in das Strafgesetzbuch der Russischen Sozialistischen Föderativen Sowjetrepublik eingefügt und durch eine Verordnung vom 8. Juni 1934 ergänzt wurde. Die Straftatbestände dieses vierzehn Absätze umfassenden Artikels waren absichtlich unklar definiert und somit höchst auslegungsfähig. Sie konnten in jeder politisch zweckdienlich erscheinenden Weise angewandt werden. Drakonische Strafen wie Erschießung, langjährige Zwangsarbeit, Vermögenskonfiszierung oder Erklärung zum »Feind der Werktätigen« wurden für nahezu jedes politische Delikt obligatorisch. 1934 kam die Verordnung über Sippenhaft hinzu, wonach zum Beispiel jeder Familienangehörige eines desertierten Soldaten (ganz gleich, ob er von dem Vorhaben wußte oder nicht) seiner »Wahlrechte für verlustig erklärt und auf fünf Jahre in entlegene Bereiche Sibiriens verschickt« wurde.

Die Bestimmungen des Artikels 58 bildeten eine wesentliche Arbeitsgrundlage der sowjetischen Militärtribunale in Deutschland und waren bis zum 31. Dezember 1960 auch für die DDR geltendes Recht. Demnach konnten Deutsche nach strafrechtlichen Bestimmungen verurteilt werden, die in hohem Maße juristisch verbrämten Staatsterrorismus darstellten. Langjährige Freiheitsstrafen zog beispielsweise die »Unterhaltung von Beziehungen zu einem ausländischen Staat oder zu einzelnen Vertretern desselben in konterrevolutionärer

Absicht« nach sich (Artikel 58/3). Schwere Strafen gab es für »jegliche Art der Unterstützung desjenigen Teils der internationalen Bourgeoisie, der die Gleichberechtigung des [. . .] kommunistischen Systems nicht anerkennt« (58/4), für »Sammlung von wirtschaftlichen Nachrichten« (58/6) und »Unterhöhlung der staatlichen Industrie, des staatlichen Verkehrswesens, Handels, Geldverkehrs oder Kreditsystems sowie des Genossenschaftswesens« (58/7).

Vollendetes Gesinnungsstrafrecht verkörperte Artikel 58/10, der »Propaganda oder Agitation, die zu Sturz, Unterhöhlung oder Schwächung der Sowjetherrschaft [. . .] auffordern«, unter hohe Strafen stellte. Denunziation konnte juristisch erzwungen werden, indem für »Nichtanzeige eines in Vorbereitung befindlichen oder vollendeten konterrevolutionären Verbrechens« eine Mindeststrafe von sechs Monaten Gefängnis angedroht wurde (58/12). Ein besonders unklar gehaltener Passus fand sich schließlich in Artikel 58/14: »Konterrevolutionäre Sabotage, d. h. bewußte Nichterfüllung bestimmter Verpflichtungen [. . .] in der speziellen Absicht, die Macht der Regierung und das Funktionieren des Staatsapparates zu beeinträchtigen«. Alle diese sehr dehnbaren Rechtsvorschriften dienten vorrangig dazu, politisch Andersdenkende zu kriminalisieren und zu isolieren oder nötigenfalls zu vernichten.

Um möglichst viele Staatsbürger solchen Maßnahmen zu unterwerfen, wurde am 10. April 1934 auf Initiative Stalins ein Gesetz verabschiedet, das die strafrechtliche Verantwortlichkeit schon mit Beginn des zwölften Lebensjahres einsetzen ließ. Gemäß dieser Verfügung konnten auch Zwölfjährige zum Tode verurteilt werden. Es mußte also sowjetischen Bewachern durchaus normal vorkommen, wenn in ihrer Besatzungszone in Deutschland vierzehn- bis achtzehnjährige Jugendliche hinter Lagermauern verschwanden. An diesem Beispiel wird deutlich, in welchem Maße die weitgehende Rechtlosigkeit im sowjetisch-stalinistischen Alltag das Rechtsbewußtsein auch der kleinen Mittäter verformt hatte.

Interessant ist, daß die Todesstrafe durch ein Dekret des Präsidiums des Obersten Sowjets am 26. Mai 1947 abgeschafft, aber bereits am 12. Januar 1950 für politische Delikte wieder eingeführt wurde. Diese Veränderungen waren für die meisten internierten Häftlinge

insoweit irrelevant, als in den Lagern auch ohne Todesurteil gestorben wurde. Die überwiegende Mehrzahl bekam, wie erwähnt, ohnedies weder Anklageschrift noch Gerichtsurteil; viele wußten den Grund ihrer Verhaftung überhaupt nicht.

Jene vergleichsweise wenigen Häftlinge, die von sowjetischen Militärtribunalen (SMT) verurteilt wurden, erfuhren die Praktiken stalinistischer Rechtsprechung am eigenen Leibe. Diese Sondergerichte arbeiteten von 1945 bis 1955. Höhepunkt ihres Wirkens war das Jahr 1948, als nach Berechnungen von Fricke 25 Prozent aller Verurteilungen in der Sowjetischen Besatzungszone durch SMT erfolgten. Auch nach Gründung der DDR am 7. Oktober 1949 erledigten sie zahlreiche weitere Fälle. 1950 kamen immerhin dreizehn Prozent aller Verurteilten aus dem SMT-Bereich, erst 1954 sank diese Zahl unter ein Prozent. Gelegentlich fällten auch Sonderkollegien des NKWD in Moskau sogenannte Fernurteile. Diese ergingen nach Prüfung der Aktenlage ohne mündliche Verhandlung oder Anhörung von Zeugen. Einspruch dagegen war ausgeschlossen. Erst nach Stalins Tod 1953 wurden die Sonderkollegien aufgelöst.

Sowohl die Westalliierten als auch die sowjetischen Militärtribunale arbeiteten ursprünglich nach gemeinsam festgelegten Prinzipien, zum Beispiel nach dem Kontrollratsgesetz Nr. 10 vom 20. Dezember 1945. Die Beurteilung aller vor dem 8. Mai 1945 begangenen Straftaten, wie Verbrechen gegen den Frieden, Kriegsverbrechen, Verbrechen gegen die Menschlichkeit, Zugehörigkeit zu faschistischen Organisationen und so weiter, war insoweit problematisch, als ihre juristische Bewertung auf rückwirkend angewandtem Recht fußte. Angesichts der Verbrechen des Nationalsozialismus schien das jedoch gerechtfertigt. Alle nach der Kapitulation vom 8. Mai 1945 begangenen Straftaten wurden gemäß dem jeweiligen nationalen Recht der Besatzungsmacht geahndet.

Die Verhandlungen der sowjetischen Militärtribunale waren in der Regel äußerst kurz und nicht öffentlich, sie fanden oft gegen ganze Gruppen statt. Galt die Anklage als »genügend bewiesen«, wurde kein Verteidiger zugelassen. Anfangs richteten sich die Strafverfahren tatsächlich gegen Kriegsverbrecher. Doch schon 1946 wurde ihre spezifische politische Zielsetzung deutlich. Meist waren es »Verbre-

chen gegen die demokratische Neuordnung«, die vor den SMT verhandelt wurden. Dazu zählten beispielsweise jugendlicher Widerstand, Opposition bürgerlicher Politiker oder aus den Reihen der SED, Widerstand ehemaliger Sozialdemokraten, Spionage und Sabotage sowie Nichtanzeige von Verbrechen. Das Urteil für politische Straftaten lautete in den meisten Fällen auf 25 Jahre Zwangsarbeitslager. So wurden nach einem Prozeß im Februar 1950 von 34 wegen »Bildung einer Widerstandsgruppe« angeklagten Personen 26 zum Strafmaß von 25 Jahren Zwangsarbeit verurteilt.

Standen wirklich einmal Nazi-Verbrecher vor dem SMT, wie im Oktober 1947 beim Verfahren gegen sechzehn SS-Wachmänner des KZ Sachsenhausen, dann wurde der Prozeß wegen der Popagandawirkung öffentlich geführt. Die überwältigende Zahl der Verurteilten fiel jedoch politisch motiviertem Gesinnungsterror zum Opfer, der aller rechtsstaatlichen Grundlagen entbehrte. Justiz und Verwaltung dienten unter sowjetischer Besatzung als Instrumente der radikalen Umgestaltung des politischen Regimes und des sozialökonomischen Gefüges nach dem Muster der UdSSR und konnten insofern keinen demokratischen Inhalt besitzen. Zum Schutz des der SBZ künstlich aufgepfropften Sowjetsystems samt seiner Wirtschaftsordnung wurden Anordnungen erlassen wie der Befehl Nr. 160 der SMAD vom 3. Dezember 1945, der für eine »Durchkreuzung von wirtschaftlichen Maßnahmen der deutschen Selbstverwaltungsorgane« Freiheitsstrafen von bis zu fünfzehn Jahren oder sogar den Tod durch Erschießen androhte. Aufgrund derartiger Befehle konnten geringfügige Wirtschaftsvergehen zur Sabotage und verbaler Widerstand zum Staatsverbrechen erklärt und dementsprechend bestraft werden. Diese Umqualifizierung eigentlich nebensächlicher Tatbestände zu todeswürdigen Verbrechen gehört zu den charakteristischen Wesensmerkmalen stalinistischer Rechtsprechung.

Die Verflechtung von Innenministerium und Staatssicherheit ist eines der kompliziertesten Kapitel sowjetischer Verwaltungsgeschichte. 1937, auf dem Höhepunkt der innenpolitischen Verfolgungen, wurde die Geheimpolizei GPU dem Volkskommissariat für Innere Angelegenheiten (Narodnyj Komissariat Wnutrennych Djel – NKWD) unterstellt. Die Abkürzung NKWD wurde bald zum Synonym für ein gestapo-ähnliches staatliches Terrorinstrument. Dem NKWD unterstanden unter anderem die Polizei und die mehr als 125 Zwangsarbeitslager in allen Gebieten der Sowjetunion. Letztere wurden von der NKWD-Hauptverwaltung für Lager (Gossudarstwennye Uprawlenije Lagerach – GULAG) überwacht. Das Innenkommissariat war nach militärischen Grundsätzen organisiert und mit eigenen Panzerfahrzeugen sowie Artillerie ausgerüstet.

Ständige Rivalitäten zwischen NKWD und Staatssicherheit, von Stalin nach dem Prinzip »Teile und herrsche« schlau gefördert, führten 1945 zur organisatorischen Trennung von Innenkommissariat und dem Volkskommissariat für Staatssicherheit (Narodnyj Komissariat Gossudarstwennoj Besopasnosti – NKGB). Im März 1946 wurden alle sowjetischen Volkskommissariate in Ministerien umgewandelt, so daß an die Stelle der alten Bezeichnungen nun MWD und MGB für Innenministerium und Staatssicherheitsministerium traten. Die Kompetenzen der beiden Dienststellen (die im März 1953 schon wieder vereinigt wurden) waren kaum gegeneinander abgegrenzt, und ihre Verflechtung stellt sich nach heutiger Aktenkenntnis derartig eng dar, daß es sinnvoll scheint, den Terminus NKWD beziehungsweise MWD als generelle Bezeichnung für die sowjetische Geheimpolizei zu wählen.

In der Sowjetischen Besatzungszone erfolgte die innere Sicherung und Abschirmung des Besatzungsregimes nach ähnlichen Prinzipien wie in der UdSSR. Beim obersten Regierungsorgan, der Sowjetischen Militäradministration in Deutschland (SMAD) in Berlin-Karlshorst, existierte eine »Verwaltung für innere Angelegenheiten«. Ihr unterstand der gesamte Sicherheitsapparat, sie steuerte die Tätigkeit von NKWD und NKGB. Abteilungen für innere Angelegenheiten gab es auf Länderebene sowie in Bezirken, Kreisen und Städten. Sie arbeiteten eng mit den Militärkommandanturen der Roten Armee zusammen. Jede Dienststelle der mittleren Ebene verfügte über ein eigenes konspiratives Überwachungssystem.

Als Hilfsorgan des NKWD für Ermittlungen, Fahndungen und Festnahmen dienten seit der Jahreswende 1945/46 die Abteilungen »K 5« (Kommissariat 5) bei den deutschen Landes- und Kreispolizeiverwaltungen. Die K 5-Abteilungen durften mit Erlaubnis der örtli-

chen sowjetischen Sicherheitsoffiziere auch politische Delikte, von denen die Besatzungsmacht sich nicht getroffen fühlte, in eigener Verantwortung bearbeiten.

Nominell war der gesamte Sicherheitsapparat in Gestalt der »Verwaltung für innere Angelegenheiten« dem obersten Chef der SMAD unterstellt. Diese Funktion bekleideten von Juni 1945 bis April 1946 Marschall Georgi Schukow, von April 1946 bis März 1949 Marschall Wassili Sokolowski und von März bis Oktober 1949 General Wassili Tschuikow. Es kann jedoch kaum Zweifel darüber bestehen, daß die Dienststellen von NKWD und NKGB aus Moskau gesteuert wurden. Die zuständigen Minister Kruglow und Awakumow sowie Stalins Sicherheitsexperte Lawrenti Berija vertrauten den in Deutschland agierenden NKWD/NKGB-Apparat ab 9. Juni 1945 Generaloberst Iwan Serow an. Er erhielt den eher unauffälligen Titel eines Stellvertreters des obersten Chefs der SMAD »in Sachen der Ziviladministration«. Sein Auftrag bestand darin, neben der deutschen Bevölkerung auch die Mitarbeiter der sowjetischen Zivilverwaltung zu kontrollieren und zu überwachen. Vor allem aber kümmerte sich Serows Dienststelle um die ideologischen Gegner; von ihr gingen die Befehle zur Errichtung der gefürchteten Speziallager aus.

Leben und Sterben in den Lagern

Obwohl in den sowjetischen Internierungslagern keine Massentötungen und Folterungen stattfanden, war in ihnen doch, wie Fricke feststellt, eine »erschreckend hohe Sterblichkeit« zu verzeichnen. Vor allem in der Zeit von 1945 bis Ende 1947 hielt der Tod unter den Häftlingen reiche Ernte. Die Ursache dafür bestand im komplexen Wirken mehrerer Faktoren. An erster Stelle muß hier die Unterernährung genannt werden. Von den nach Kriegsende überall in Deutschland wütenden Hungersnöten waren gerade die Lagerinsassen besonders hart betroffen. Die täglich ausgeteilten Rationen reichten für viele nicht zum Überleben. Zusätzliche Möglichkeiten der Lebensmittelbeschaffung existierten nicht.

Es gab in den Lagern keinerlei feste Ernährungssätze. Die Brotrationen gingen, vor allem im größten Hungerjahr 1946, teilweise bis auf 300 Gramm pro Person und Tag zurück. Zum Brot gab es Wassersuppe, in der sich allenfalls Spuren von Rüben, Sauerkraut, Kartoffeln, Graupen oder Grütze fanden. Fleisch und Fett fehlten fast völlig.

Zum Hunger gesellten sich Krankheiten. Die meisten Baracken und Unterkünfte waren total überbelegt. Die auf engstem Raum zusammengepferchten Häftlinge lebten unter katastrophalen hygienischen Bedingungen. Es bestanden völlig unzureichende Waschmöglichkeiten. Toilettenartikel wie Seife und Zahnbürsten gab es nicht. Die meisten Lager verfügten über keine ordentlichen Aborte. Tausende von Menschen verrichteten ihre Notdurft nachts in Fässer und Tonnen, tagsüber in Latrinen oder auf Donnerbalken. Toilettenpapier oder Watte für die Monatshygiene der inhaftierten Frauen existierten nicht. Bis zu den Verlegungen in die sanitär etwas besser ausgestatteten Lager Buchenwald, Sachsenhausen und Bautzen war es den Häftlingen im allgemeinen nicht möglich, die Wäsche zu waschen oder gar zu wechseln. Angesichts der völligen hygienischen Verwahrlosung und des Nachlassens der körperlichen Widerstandskräfte als Folge des ständigen Hungerns waren Krankheiten nur eine Frage der Zeit. Zuerst traten vorwiegend Haut-, Infektions- und Darmerkrankungen auf, später folgten Lungenentzündungen, Ödeme, Furunkulose, Wassersucht und regelrechte Epidemien von Ruhr, Typhus und vor allem Tuberkulose. Letztere gehörte zu den Haupttodesursachen. Die medizinische Betreuung genügte nicht einmal den elementarsten Anforderungen. Die eingerichteten Krankenreviere waren quasi nur Umschlagplätze auf dem Weg in die Massengräber.

Eine weitere Ursache des Massensterbens bildete die Kälte in den unverhältnismäßig harten Wintern 1945/46 und 1946/47. Viele Baracken konnten aus Mangel an Brennstoffen nicht oder nur ungenügend beheizt werden. Die Häftlinge besaßen anfangs kaum Decken oder Strohsäcke. Winterbekleidung trug nur auf dem Leibe, wer zufällig im Winter verhaftet worden war; die Unglücklichen, die dem NKWD in den heißen Sommermonaten in die Hände gefallen waren, mußten mit ihren leichten Sachen auch den Winter überstehen. Hinzu kam, daß die Kleidung infolge der zahlreichen Entlausungen brüchig und

dünn wurde. Derart unzureichend bekleidet, mußten die Lagerinsassen bei den täglichen Zählappellen mitunter stundenlang in eisiger Kälte stehen. So nimmt es nicht wunder, daß die Bekleidungsstücke der Verstorbenen ein begehrtes Gut waren. Eine gewisse Verbesserung stellte sich erst im Laufe der Jahre ein, als an die Gefangenen Armeeuniformen aus sowjetischen und deutschen Beständen ausgegeben wurden. In Buchenwald und Sachsenhausen trugen die Internierten auch die gestreifte Sträflingskleidung aus den ehemaligen Nazi-Konzentrationslagern.

War der Winter glücklich überstanden, brach eine neue Plage über die Häftlinge herein. Invasionen von Flöhen, Wanzen, Läusen, Filzläusen und Holzböcken peinigten sie bis aufs Blut und übertrugen gleichzeitig ansteckende Krankheiten. Es gab kein Mittel, dieser Plage Herr zu werden; das gelegentliche Ausgasen der Baracken schaffte nur für kurze Zeit Linderung.

Die jahrelange Unterernährung bewirkte einen Zustand völliger Abmagerung, der von den Sowjets als »Dystrophie« bezeichnet wurde. (Der Begriff Dystrophie ist vermutlich eine Zusammensetzung aus den griechischen Worten »dys« und »trophein« = auseinanderernähren.) Der chronische Eiweiß- und Vitaminmangel führte zu schweren Störungen und Veränderungen in den Organen sowie im Eiweißgehalt von Blut und Gewebe, später zu Muskelschwund und Herzmuskelschwäche, zu Störungen der Herz-Kreislauf-Tätigkeit, zum Erlahmen und Aussetzen der Darmtätigkeit (das heißt, man verhungerte trotz Nahrungsaufnahme) bis hin zum geistigen Verfall des Betroffenen. Bei Frauen waren teilweise ein Schrumpfen der Geschlechtsorgane und das Aussetzen der Periode zu beobachten. Ein Sachsenhausen-Häftling erinnert sich: »Manche magerten bis zur Unkenntlichkeit ab. Andere wurden immer dicker und füllten sich mit Wasser. Zuerst die Unterschenkel, dann die Oberschenkel und dann die gefürchtete Bauchwassersucht. Dann steigt das Wasser bis in die Lungen, und unter tagelangem Röcheln ertrinkt der Kranke. Es ist furchtbar, im Nebenbett liegen zu müssen und mit anzuhören, wie das Wasser in der Brust des Kranken arbeitet. [. . .] Oft platzen die Glieder, und das Wasser läuft literweise hinaus. Bei Punktierungen wurden bis zu acht Liter Wasser abgelassen.«[12]

Aus Fünfeichen wurde berichtet, daß die tägliche Ausgabe von Sauerkrautsuppe tödliche Geschwüre im Darmbereich hervorrief, wie sich bei der Prosektion von verstorbenen Häftlingen ergab. In Jamlitz aßen vor Hunger halb wahnsinnige Gefangene die Rinde von den Bäumen auf dem Lagergelände und starben unter entsetzlichen Magenkrämpfen. Ein NKWD-Major in Sachsenhausen soll, auf die Meldung einer besonders hohen Zahl von Toten hin, einem Häftling gegenüber geäußert haben: »Die Ernährung ist so gehalten, daß es täglich weiter abwärts geht, dem Ende zu. Für uns sind Sie Verbrecher.«[13]

»Konnte es da so gänzlich unverständlich sein«, fragt Fricke, »wenn vielen Häftlingen die Aushungerung als eine Art lautloser Vernichtung erschien?«[14] Und Finn stellt, diesen Gedanken ergänzend, fest: Das massenhafte Sterben in den NKWD-Lagern »beruhte auf der teuflischen Basis einer Art Selbstvernichtung der Häftlinge«.[15]

Die Toten wurden von Häftlingskommandos in Massengräbern unweit der Lager verscharrt. In der Regel wählten die Sowjets dazu die späten Nacht- oder frühen Morgenstunden: Die in der Umgegend lebende Zivilbevölkerung durfte davon nichts erfahren. Die Begräbnisorte wurden später planiert und aufgeforstet. Niemand sollte die Stellen jemals wiederfinden. Doch bereits in den fünfziger Jahren stießen Bauarbeiter bei Schachtarbeiten in Ketschendorf und Jamlitz auf die sterblichen Überreste von NKWD-Opfern. Nach der friedlichen Revolution in der DDR 1989/90 wurden bei Fünfeichen, Sachsenhausen und Jamlitz Massengräber freigelegt, andere durch Luftaufnahmen und Bodenuntersuchungen lokalisiert. Ein makabres Beispiel bildet in diesem Zusammenhang das Lager Buchenwald. Als man dort in der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre das Denkmal für die Opfer des Nationalsozialismus errichtete, wurden die Gebeine der im Lagerbereich verstreut verscharrten Leichname zusammengesucht und in den bekannten Ringgräbern vereinigt. Die Erbauer des Mahnmals und die Internationale Vereinigung ehemaliger Buchenwald-Häftlinge ahnten nicht, daß sie anstelle der vermeintlichen Nazi-Opfer viele Tote des NKWD/MWD-Lagers auf diese Art ihrer letzten Ruhestätte zuführten. Die Spuren der von den Nazis Ermor-

deten hatte das Krematorium des KZ Buchenwald nahezu ausgetilgt. Durch diesen Zufall kam es, daß die Opfer der beiden größten Unrechtssysteme des 20. Jahrhunderts als mahnendes Zeichen für die Nachgeborenen symbolisch vereint wurden.

Über den Verbleib der Häftlinge aus den Beerdigungskommandos existieren verschiedene Darstellungen. Während aus den sowjetischen Lagern in Deutschland allgemein keine Fälle von Erschießungen bekannt sind, gibt es jedoch Mutmaßungen, daß die Mitglieder der Beerdigungskommandos als »Mitwisser« deportiert beziehungsweise gleich an Ort und Stelle umgebracht worden sind. In seinem Fünfeichen-Report schreibt Range: »Das Totengräberkommando erhielt die doppelte Brotration, wußte aber nicht, daß es jeweils nach einiger Zeit am Massengrab von den Russen erschossen wurde: ‚Mitwisser' waren nicht erwünscht.«[16] Und Fritz Göhler, ehemaliger Buchenwald- Insasse und Bundesbeauftragter des Waldheim-Kameradschaftskreises, erklärte in einer Publikation: »Nachrichten aus den Reihen des Beerdigungskommandos sind selten. [. . .] Das Buchenwalder Beerdigungskommando wurde zu Anfang des Jahres 1950 geschlossen in die Sowjetunion abtransportiert, es wußte zuviel.«[17] Dem widerspricht die Tatsache, daß der Buchenwald-Häftling Ernst-Emil Klotz, ehemals Leiter des Beerdigungskommandos, trotz dieser Funktion wieder freikam. (Auszüge aus seinem Erlebnisbericht sind bei Fricke nachzulesen[18]). Ein weiterer solcher Fall ist den Verfassern bekannt. Offenbar gab es also auch in diesem Punkte keine einheitliche Verfahrensweise.

Der ständig nagende Hunger ruinierte die Häftlinge nicht nur körperlich, sondern auch geistig. Viele von ihnen litten unter Gedächtnisschwund und Zwangsvorstellungen. Essen wurde der Gegenstand, um den sich alle Gedanken und Gespräche drehten. Manche Gefangene stilisierten ihre tägliche Brotration zum Kultobjekt: Sie begannen mit der Nahrung zu spielen, kauten stundenlang an einem Stück Brot, bildeten sich ein, etwas anderes zu essen, redeten unentwegt vom Essen und so weiter. Das Brotschneiden wurde zum argwöhnisch beäugten Zeremoniell. Bei zahlreichen Häftlingen bildeten sich Züge eines animalischen Egoismus und Egozentrismus heraus, zu dem der Mensch herabsinkt, wenn die äußeren Lebensumstände sein

gesamtes Sinnen und Trachten auf das rein Biologische, aufs nackte Überlebenwollen reduzieren. »Bis auf wenige Ausnahmen glichen die Kameraden mehr gierigen Tieren«, erinnert sich ein Buchenwald-Insasse. »Es war furchtbar zu sehen, wie Männer, die draußen hohe Stellungen bekleidet und Ansehen genossen hatten, Opfer des Hungers wurden. Vom gierigen Blick in die Nachbarschüssel bis zum Diebstahl war es nur ein kleiner Schritt . . .«[19] Die Folge solchen Diebstahls waren Selbstjustizaktionen unter den Häftlingen. Der durch Hunger hervorgerufene Verfall der sittlichen Normen äußerte sich zum Beispiel auch in der Bereitschaft, Spitzeldienste für die Sowjets zu leisten, um dafür an zusätzliche Nahrungsmittel zu gelangen. Aus dem gleichen Grunde kam es vor, daß sich weibliche Internierte dem Wachpersonal sexuell anboten.

Neben Hunger, Kälte und Krankheiten trat, von allen Überlebenden als schlimmste psychische Qual geschildert, die völlige Isolierung von der Außenwelt. Den Gefangenen war verboten, ihren Angehörigen Briefe zu schreiben oder von ihnen Post zu empfangen. Weder die Häftlinge noch ihre Familien besaßen irgendeine Nachricht voneinander, da die NKWD/MWD-Behörden den Verwandten zu Hause konsequent jede Information über den Verbleib ihrer Angehörigen verweigerten. Auch sonst drang – von sehr seltenen Ausnahmen abgesehen – keinerlei Nachricht aus den Lagern heraus oder in sie hinein. Aus diesem Grunde hatte sich in der Bevölkerung der Begriff »Schweigelager« eingebürgert. Bis zu den ersten Entlassungen 1948 waren die Häftlinge hermetisch von der Außenwelt abgeschlossen. Mütter warteten noch auf ihre Söhne und Frauen auf ihre Männer, als diese längst nicht mehr am Leben waren. Vereinzelte Verzweiflungstaten mit dem Ziel, direkt oder über sowjetische Dienststellen zu internierten Familienangehörigen vorzudringen, waren niemals von Erfolg gekrönt. (Einziger den Verfassern bekannter Ausnahmefall: Die Frau des Schauspielers Heinrich George durfte ihren Mann im Sachsenhausener Lazarett besuchen.) Die Geschlechtertrennung innerhalb der Lager wurde so strikt gehandhabt, daß selbst Eheleute oder Verwandte voneinander isoliert leben mußten.

Abgesehen von den Tätigkeiten, die für die Aufrechterhaltung der Lagerfunktion benötigt wurden, war den Internierten jegliche Arbeit

verwehrt. »Das Prinzip der Zwangsarbeit wurde durch das Prinzip erzwungener Untätigkeit ersetzt.«[20] Den Häftlingen war darüber hinaus weder gestattet, Radio zu hören, noch durften sie – bis zum Herbst 1947 – Zeitungen lesen. Nicht erlaubt war außerdem – mit verschiedenen Abstufungen in den jeweiligen Lagern –, zu singen, zu schreiben, zu malen, Bücher zu lesen, Vorträge zu halten, Gedichte zu rezitieren, Karten zu spielen oder sich auf ähnliche Weise zu beschäftigen. Verboten war der Besitz von Uhren, Spiegeln, Bildern, Schreibutensilien, Metallgegenständen, ja selbst von Toilettenpapier (wegen des »Verdachts einer möglichen Verbindungsaufnahme zur Außenwelt«). Natürlich erledigte sich ein Teil dieser Verbote von selbst, weil die Gefangenen die wenigen privaten Gegenstände, die sie bei der Verhaftung bei sich trugen, schon während der üblichen Fledderei durch Vernehmer und Wachpersonal verloren hatten und an eine Neubeschaffung nicht zu denken war.

Verboten war ferner, tagsüber auf den Pritschen zu liegen, den vorgeschriebenen Barackenbereich ohne Befehl zu verlassen und »politische Themen zu diskutieren oder die sowjetischen Maßnahmen in irgendeiner Form zu kommentieren«[21]. Dagegen war, wie übereinstimmend aus mehreren Lagern berichtet wurde, das Schachspiel erlaubt. Es blieb eine dubiose Ausnahme.

Verstöße gegen die Lagerordnung wurden mit Bunkerstrafen geahndet. Der Weg in den Bunker, wo man lediglich die halbe Essenration erhielt und auf dem blanken Betonfußboden schlafen mußte, war für viele der entkräfteten Häftlinge der letzte. Lockerungen dieses strengen Lagerreglements traten erst 1948 ein.

So vegetierte das Gros der Internierten in stumpfsinniger Untätigkeit dahin. Allein die täglichen Zählappelle und die Mahlzeiten sorgten für »Abwechslung«. Häftlinge, die irgendeine Arbeit verrichten durften, wurden von ihren Mitgefangenen geradezu beneidet. In Verbindung mit der Ungewißheit über das weitere Schicksal erzeugten die in scheinbar endloser Monotonie verstreichenden Wochen und Monate ein Klima der Lethargie und allgemeinen Hoffnungslosigkeit unter den Lagerinsassen. Hin und wieder kursierten Gerüchte über eine angeblich bevorstehende baldige Entlassung. Ihr Nichtzutreffen steigerte die Apathie und nahm vielen mit der letzten Hoffnung auch die Kraft zum Überleben. Die Zahl derer, die an der psychischen Marter zugrunde gingen, dürfte nicht unbeträchtlich gewesen sein.

Trotz aller Verbote griffen zahlreiche Internierte zur Selbsthilfe. Sie versuchten, sich durch geistige Aktivitäten am Leben zu halten, und improvisierten aus dem Gedächtnis Lesungen, Vorträge, Rezitationen, veranstalteten insgeheim politische Diskussionen oder erzählten sich Reiseerlebnisse. Manche Gefangene fertigten mit primitivsten Mitteln kleine handwerkliche Produkte, andere malten, dichteten oder komponierten Lieder. Im Laufe der Zeit und je nach internen Gegebenheiten wurden solche Beschäftigungen von der sowjetischen Lagerführung sogar gefördert. Es entstanden Lagertheater und -ensembles, die natürlich vor allem zur Unterhaltung der Sowjets auftraten. So inszenierte beispielsweise der später in Sachsenhausen verstorbene Schauspieler Heinrich George in Hohenschönhausen den »Urfaust« und trat – mit einer 16jährigen Gefangenen als Gretchen – selbst in der Titelrolle auf. In Sachsenhausen brachte George dann eine Version von Puschkins »Postmeister« auf die improvisierte Bühne. Man kann sich aber ausrechnen, wieviel Prozent der Häftlinge bei einer durchschnittlichen Belegungsstärke von 15000 Mann die Chance hatten, über Puschkin für kurze Zeit ihre Lage zu vergessen.

Ein geradezu aberwitziges Ausmaß erreichte die Kulturtätigkeit in Mühlberg, wo die Häftlingskapelle sogar außerhalb des Lagers auftrat und Gefangene unter Bewachung nach Hause fahren durften, um von dort Instrumente oder Theaterrequisiten herbeizuschaffen (Ausführliches dazu im Erlebnisbericht von Gottfried Becker). Die Auftritte des Lagerensembles waren für die Internierten natürlich eine hochwillkommene und motivierende Abwechslung, die sie in ihrer menschlichen Würde bestärkte und für einen Moment Hunger und Heimweh verdrängte. Die Bühnendarsteller sollen auch, obwohl selber dem Zusammenbruch nahe, mit unvergleichlicher Hingabe agiert haben. Die Schizophrenie solcher Darbietungen bestand darin, daß sie inmitten von Tod, Krankheit und Unterernährung stattfanden. Mühlberg bildete freilich in dieser Beziehung eine Ausnahme. An anderen Orten blieb der Umfang solcher Lagerkultur sehr beschränkt,

in Jamlitz und Ketschendorf beispielsweise unterbanden die Besatzer solche Extravaganzen von vornherein.

Für die Aufrechterhaltung der »inneren Ordnung« und die interne Lagerverwaltung setzten die Sowjets eine eigens geschaffene deutsche Lagerleitung und -polizei ein. Diese Positionen wurden zwar von Häftlingen bekleidet, doch waren es oftmals ehemalige Nazis, die sie einnahmen und sich zu Cliquen zusammenschlossen. So bestand laut Augenzeugenberichten die Lagerverwaltung in Ketschendorf vorwiegend aus Polizeioffizieren, die eingefleischte Nazis waren, in Mühlberg zum Teil sogar aus Offizieren der Waffen-SS. Auch Schläger und Kriminelle, naturgemäß besser auf die Bedingungen eingestellt, befanden sich unter den Funktionsträgern. Im Kampf um den Erhalt der damit verbundenen minimalen Privilegien, zum Beispiel doppelter Essenrationen, kam es häufig zu Schikanen und Denunziationen. »Die brüchige Moral und der Hunger führten dazu, daß sich leider auch sehr oft Kreaturen fanden, die noch über die ursprünglichen Befehle hinausgingen und sich um irgendwelcher Vorteile willen brutal durchsetzten«, schreibt Finn dazu.[22] Und Range berichtet: »Jeder Angehörige der aus Häftlingen bestehenden Lagerpolizei mußte je Monat drei Anzeigen machen, andernfalls wurde er als normaler Häftling mit normaler Verpflegung in eine der üblichen Lagerbaracken zurückverlegt.«[23]

Die Denunzianten rechtfertigten sich vor den Mitgefangenen teilweise damit, daß die NKWD-Leute ja erfahren müßten, wer die eigentlichen Nazis unter den Insassen seien. Dadurch würden schließlich die Auflösung der Lager und die Entlassung der Unschuldigen vorangetrieben. Die Sowjets spielten so die Deutschen gegeneinander aus und überließen ihnen die Regelung des Lageralltags, während sie selbst im Grunde nur Wachaufgaben übernahmen. Häufige Umbelegungen trugen dazu bei, daß unter den Häftlingen kein größerer Zusammenhalt entstand. Zur Bildung vergleichbarer Häftlingsorganisationen, wie sie aus den Nazi-Konzentrationslagern bekannt sind, kam es in den NKWD-Gewahrsamen in Deutschland nie.

Der Anteil der in den Lagern festgehaltenen Frauen dürfte etwa drei bis vier Prozent der Gesamtbelegung betragen haben. In Sachsenhausen beispielsweise waren es rund 2000 Frauen, in Ketschendorf ungefähr 500. Neben SED-Gegnerinnen handelte es sich um Ehefrauen von Nazi-Bonzen und Wehrmachtsoffizieren, Funktionsträgerinnen in Frauenorganisationen des Dritten Reiches, KZ-Wächterinnen oder einfach nur um BDM-Angehörige. In Ketschendorf saß unter anderen die Schauspielerin Marianne Simson wegen ihrer Mitwirkung im Nazi-Propagandafilm »GPU« ein. Wie erwähnt, lebten die weiblichen Häftlinge streng isoliert von den Männern. Ihre Sterblichkeitsrate lag, verglichen mit der ihrer männlichen Leidensgefährten, erstaunlich niedrig. Offenkundig verkraftete der weibliche Organismus die Strapazen und Entbehrungen weitaus besser. Fälle von Vergewaltigungen durch das sowjetische Wachpersonal sind lediglich aus den ersten Lagermonaten bekannt. Vor allem in Weesow soll es zu zahlreichen Übergriffen gekommen sein. Auch Schwangere wurden in die Lager eingeliefert und brachten dort ihre Kinder zur Welt.

Einen noch kleineren Prozentsatz der Internierten stellten Ausländer. Außer Nazi-Kollaborateuren – in Ketschendorf wurden vor ihrem Abtransport in die UdSSR etwa 2000 Mann der im Krieg auf deutscher Seite kämpfenden Armee des Generals Wlassow* festgehalten – waren dies vornehmlich Personen, die unter den Verdacht gestellt wurden, »Spionage für ausländische Mächte« betrieben zu haben.

Die Internierungslager der Westalliierten und die Entwicklung bis 1950

Als Vergleich zu den sowjetischen Internierungspraktiken sei an dieser Stelle kurz auf die Internierungslager der Westalliierten eingegangen.

* Generalleutnant Andrej Wlassow (1901–1946), hochdekorierter sowjetischer Militär, kämpfte im Zweiten Weltkrieg anfangs gegen die Deutschen, lief 1942 zu ihnen über und baute eine russische Nationalarmee auf, die ab 1944 an der Seite der Wehrmacht gegen die UdSSR operierte. Nach dem Sieg der Sowjetarmee wurden er und seine Anhänger gefangengenommen und verurteilt. Wlassow wurde 1946 gemeinsam mit seinen höchsten Offizieren gehenkt, die Mitglieder seiner Armee erschoß man.

Die Lager im Westen Deutschlands sahen anders aus. In der britischen und der amerikanischen Zone ging es den Zivilhäftlingen relativ gut. Zwar wurde die Unterbringung mit Decken auf losem Stroh häufig bemängelt, doch lag die Verpflegung, bis auf vereinzelte Engpässe, mit täglich rund 1700 Kalorien deutlich über dem damaligen Satz eines Normalverbrauchers, der sich im Schnitt auf 800 bis 900 Kalorien belief. Auch für Kleidung, Heizung und ärztliche Hilfe war gesorgt. Im Lager Darmstadt (Hessen), wo 11340 Zivilinternierte einsaßen, waren vom Februar 1945 bis zum Februar 1946 lediglich 43 Todesfälle zu verzeichnen.

Amerikaner und Briten internierten sämtliche NSDAP-Ränge vom Ortsgruppenleiter an aufwärts, dazu alle Gestapo- und SD-Angehörigen, Führer und Unterführer der SS sowie hohe Beamte, sofern sie dieser Personen habhaft wurden. Außerdem befanden sich Kriegsverbrecher und aussageunwillige Zeugen von Kriegsverbrechen sowie »sicherheitsbedrohende Personen« in ihren Lagern, in der letztgenannten Gruppe auch manche zu Unrecht festgehaltene, denunzierte Deutsche. »In der Regel fand nach der Einlieferung eine Vernehmung durch amerikanisches Personal statt; die Erfragung der Personalien des neuen Lagerinsassen und seiner früheren politischen Tätigkeit wurde häufig von Beschimpfungen und der Austeilung von Prügel begleitet. In vielen Fällen waren die Häftlinge anfangs Schikanen des amerikanischen Wach- und Lagerpersonals ausgesetzt«, schreibt Christa Schick in ihrer Studie über die westlichen Internierungslager.[24] Durch Intervention von höherer amerikanischer Stelle wurden derartige Übergriffe aber in der Folgezeit unterbunden.

Die Lager in der amerikanischen Zone wurden im Oktober 1946 den deutschen Landesregierungen unterstellt, die die Verhältnisse dort liberalisierten. So wurde es in den Lagern nicht nur möglich, Post zu versenden und zu erhalten oder Geistliche zu empfangen, es gab auch Regelungen für Heimaturlaub. Bereits im Sommer 1945 richteten die Amerikaner sogenannte Überprüfungsausschüsse ein, die bis zum Januar 1946 etwa 12000 harmlose Gefangene aus der Haft entließen.

Entlassungen fanden in den amerikanischen Lagern ab November 1945 statt. Die Internierten konnten entsprechende Anträge an spezielle Spruchkammern richten. Von rund 100000 Internierten in der amerikanischen Zone waren 1949 nur noch 379 übrig. Je nachdem, wie sehr sie belastet waren, wurden sie bis Ende 1952 in Haft behalten.

Der deutlich großzügigere Umgang der Westalliierten mit ihren Zivilgefangenen rührte ohne Frage zunächst daher, daß Briten und Amerikaner materiell aus dem vollen schöpfen konnten. Ihre Länder waren nicht annähernd so stark in Mitleidenschaft gezogen worden wie die UdSSR, und ihr Vergeltungsdrang hielt sich deswegen ebenfalls in Grenzen. Doch der Vergleich zeigt mehr. An der Westfront hatten Armeen gesiegt, die von parlamentarischen Demokratien und nicht von einem diktatorischen Alleinherrscher mit messianischem Anspruch in den Krieg geführt worden waren. Der Umgang mit den Gefangenen unterlag den Kriterien bürgerlicher Rechtsstaatlichkeit. Die Machtfrage stand nicht so weit im Vordergrund, daß man etwa im großen Stile Kommunisten verhaftet hätte, weil diese möglicherweise Gegner der künftigen Entwicklung im Westen Deutschlands sein konnten.

Interessanterweise internierten die Westalliierten weitaus mehr echte Nazi-Funktionsträger als die erklärten Antifaschisten im Osten. Als tatsächliches Instrument der Entnazifizierung auf dem Gebiet der späteren Bundesrepublik konnten die Internierungslager der Alliierten allerdings nicht fungieren, da aufgrund der politischen Nachkriegsentwicklung die Stoßrichtung Antifaschismus bald der neuen Stoßrichtung Antikommunismus weichen mußte und die bekannten widerwärtigen »Persilschein«-Verfahren einsetzten. In dieser Beziehung hat weder die Internierung im Osten noch die im Westen ihren Zweck erfüllt.

Das Jahr 1948 bildete eine gewisse Zäsur in der Geschichte der NKWD/MWD-Lager auf deutschem Territorium. Wer bis dahin überlebt hatte, besaß relativ gute Chancen, die Internierung durchzustehen. Die Versorgungslage hatte sich drei Jahre nach Kriegsende etwas stabilisiert, die beiden extremen Hungerwinter 1945/46 und 1946/47 lagen hinter den Häftlingen. Von den ehemals elf Lagern in der Sowjetischen Besatzungszone waren nur noch fünf übrig: Buchenwald, Sachsenhausen, Bautzen, Mühlberg und Fünfeichen. Die

anderen waren aufgrund der hohen Sterberaten aufgelöst und die überlebenden Insassen in den genannten fünf Lagern zusammengefaßt worden. Dort waren vor allem die sanitären Bedingungen besser als etwa in den mehr provisorisch angelegten und besonders schrecklichen Lagern Ketschendorf und Jamlitz. Die Sterblichkeit ging deutlich zurück.

Außerdem hatte sich das Lagerregime seit Ende 1947 ein wenig gelockert. Es konnten nicht nur Zeitungen gelesen werden, sondern in einigen Lagern wurde, dem Drängen von Kirchenvertretern nachgebend, auch die Erlaubnis erteilt, den Internierten religiöse Schriften zukommen zu lassen. 1949 durften erstmals Häftlingsgottesdienste abgehalten werden. Gelegentlich tauchte auch andere Literatur in den Lagern auf, und die geistig-kulturelle Selbstbeschäftigung wurde nicht mehr unterdrückt. Die Ernährungssituation verbesserte sich, das Essen wurde etwas vielfältiger und reichhaltiger. Trotzdem gab es auch in dieser Zeit noch zahlreiche Tote zu beklagen, aber die Opferbilanzen standen in keinem Verhältnis mehr zu denen der Anfangsjahre.

Die Auflösung der Lager vollzog sich in Form zweier großer Entlassungswellen in den Jahren 1948 und 1950. Die erste erfolgte im Sommer 1948, nachdem die SMAD in ihrem Befehl Nr. 35 vom 26. Februar 1948 die Entnazifizierung in ihrer Besatzungszone für beendet erklärt hatte. Die Sowjets waren zuvor von den bürgerlichen Parteien Ostdeutschlands und vor allem aus dem westlichen Ausland wiederholt aufgefordert worden, ihre Internierungspraktiken zu beenden. Mit den Entlassungen im Sommer 1948 wurden, von drei kleineren Ausnahmen abgesehen*, erstmals Internierte wieder auf freien Fuß gesetzt. Die Entlassungswelle erfaßte etwa die Hälfte der Insassen. Bezeichnenderweise blieb die Mehrheit der beim SED-Regime in Ungnade Gefallenen sowie der Internierten aus den Bereichen Wirtschaft und Justiz in den Lagern zurück.

* Die drei Ausnahmen bestanden in der jeweils überraschenden Freilassung von einigen Dutzend Häftlingen aus Mühlberg (Sommer 1946), etwa 100 Häftlingen aus Hohenschönhausen (August 1946) sowie rund 600 Gefangenen aus dem Lager Buchenwald (Frühjahr 1947).

Im Herbst 1948 wurden auch Fünfeichen und Mühlberg aufgegeben. Die bei der ersten Entlassung nicht freigekommenen Häftlinge verlegte man in die drei übrigen Lager. Solche Transporte waren nicht nur in den furchtbaren Wintern der vorhergegangenen Jahre eine Qual. Das mitunter tagelange Eingepferchtsein in geschlossenen Viehwaggons ohne Nahrung und Wasser und ohne eine Möglichkeit, die Notdurft außerhalb des Waggons zu verrichten, wurde von vielen Augenzeugen einhellig als schrecklicher Höhepunkt ihrer Leidenszeit geschildert.

Im Januar 1950 lösten die Sowjets auch die letzten drei Lager auf. Aber nicht alle Gefangenen kamen frei: Rund 15000 Häftlinge wurden den Behörden der inzwischen gegründeten DDR zur »weiteren Untersuchung« und »Verbüßung ihrer Strafe« übergeben. (Ausführlicher dazu in den Kapiteln über die Auflösung der Lager und die Waldheimer Prozesse.) »Für die Wahl des Zeitpunkts dürfte ausschlaggebend gewesen sein, daß die Existenz der Internierungslager – die ohnehin das sowjetische Prestige belasteten – politisch nicht länger notwendig erschien, nachdem die Herrschaft der SED durch die Gründung der DDR staatlich etabliert worden war.«[25]

Bevor sie auf freien Fuß gesetzt wurden, erhielten die Häftlinge neue Kleidungsstücke, die in eigens dafür eingerichteten Lagerwerkstätten angefertigt worden waren. Mehrere Wochen vorher hatten sich schon die täglichen Verpflegungssätze deutlich erhöht. Die Gefangenen wurden »aufgepäppelt«, damit sie nach ihrer Freilassung nicht optisches Zeugnis für die jahrelange Unterernährung ablegten. Daß sie gleich anfangen würden zu reden, war ohnehin kaum zu erwarten – die Angst vor erneuter Internierung saß zu tief.

Außer einem lapidaren Entlassungsschein bekamen die Häftlinge keine weiteren Papiere, nicht einmal eine Bestätigung ihrer Haftdauer. Die Hinterbliebenen der Todesopfer erhielten ebenfalls keinen schriftlichen Bescheid. Sie erfuhren vielfach erst dadurch, daß ihre Angehörigen nicht mit den anderen heimkehrten, von deren Schicksal. Viele wissen aber bis heute nicht, wo und wann ihre Ehemänner, Väter und Söhne ums Leben kamen. Sie konnten sich seinerzeit von den deutschen Behörden, die ebenfalls keine Totenlisten von den Sowjets erhielten, höchstens Sterbeurkunden mit improvisiertem

Sterbedatum, mitunter auch nur mit vermutetem Todesort, ausstellen lassen.

Die freigelassenen Häftlinge litten noch jahrelang an den physischen und psychischen Folgen ihrer Internierung. Jene, die im SED-Staat blieben, weil in diesem Teil Deutschlands ihre Heimat war, mußten nach den zumeist unschuldig im Lager verbrachten Jahren noch lange mit der Schmach leben, offiziell als Nazis und Verbrecher zu gelten. Außerdem waren sie gezwungen, Stillschweigen über ihre Erlebnisse zu bewahren. Das Lagerkapitel wurde aus der DDR-Geschichte gestrichen. An eine Rehabilitierung oder Entschädigung wie in der Bundesrepublik durften die Opfer der stalinistischen Willkür nicht einmal denken. Sie waren gezwungen, die Erinnerung an ihre Leidenszeit in sich zu verschließen. Die meisten sind inzwischen gestorben, ohne von dieser Hypothek entlastet worden zu sein. Für sie kam die nach dem Zusammenbruch der SED-Herrschaft beginnende Geschichtsaufarbeitung in der DDR zu spät.

ANMERKUNGEN

1 Karl Wilhelm Fricke, Politik und Justiz in der DDR, S. 14/15.
2 Fricke, S. 95.
3 Alle Angaben aus der Denkschrift werden zitiert nach: »Sowjetische Straflager in der ehemaligen Sowjetischen Besatzungszone«. Materialien zur Pressekonferenz des stellv. Ministerpräsidenten der DDR und Ministers des Innern, Dr. Peter-Michael Diestel, vom 26. Juli 1990.
4 Hans-Peter Range, Das Konzentrationslager Fünfeichen 1945–1948, S. 34.
5 Karl Wilhelm Fricke, Das Prinzip der »sozialen Prophylaxe«, in: »Der Morgen« vom 11. 4. 1990.
6 Range, S. 35.

7 Gerhard Finn, Die politischen Häftlinge in der Sowjetzone 1945–1958, S. 14.
8 Fricke, Politik und Justiz, S. 55.
9 Bericht von Kurt Noack. Vgl. seine Schilderungen in den Kapiteln über Ketschendorf, Jamlitz und Buchenwald.
10 Brief von Hans-Jürgen Boek an die Herausgeber.
11 Zitiert nach Arkadi Waksberg, Der Drahtzieher der Scheinprozesse, in: »Sputnik. Digest der sowjetischen Presse«, H. 8/1988. Auch die folgenden Zitate wurden hier entnommen.
12 Zitiert nach Günther Birkenfeld, Der NKWD-Staat, in: »Der Monat«, H. 18/1950, S. 634.
13 Birkenfeld, S. 631.
14 Fricke, Politik und Justiz, S. 85.
15 Finn, S. 32.
16 Range, S. 19.
17 Fritz Göhler, Das Beerdigungskommando in Buchenwald, in: »Bundesnachrichtenblatt des Waldheim-Kameradschaftskreises«, Nr. 34/1970.
18 Fricke, S. 88-90.
19 Zitiert nach Birkenfeld, S. 634.
20 Fricke, S. 91.
21 Range, S. 30.
22 Finn, S. 33.
23 Range, S. 31.
24 Christa Schick, Die Internierungslager, in: Martin Broszat/Klaus-Dietmar Henke/ Hans Woller, Von Stalingrad zur Währungsreform. Zur Sozialgeschichte des Umbruchs in Deutschland, S. 309.
25 Fricke, S. 99.

II ERLEBNISBERICHTE UND ANDERE SELBSTZEUGNISSE VON HÄFTLINGEN

KETSCHENDORF

In einer ehemaligen Arbeitersiedlung der Deutschen Kabel-Werke im heute zu Fürstenwalde gehörenden Ort Ketschendorf wurde Mitte Mai 1945 vom NKWD das »Speziallager Nr. 5« eingerichtet. Nach Vernichtung aller Möbel und Einrichtungsgegenstände in sechs Häusern mit je neun Zweizimmerwohnungen sowie in mehreren Einfamilienhäusern trafen die ersten Häftlinge in kleineren und größeren Gruppen zu Fuß im Lager ein. Es waren vor allem Verhaftete aus Berlin und der Mark Brandenburg. Durchschnittlich befanden sich 6000 Gefangene in Ketschendorf. 1946 stieg diese Zahl auf 10000 an, die Häuser waren völlig überbelegt. Neben deutschen Internierten lieferte das NKWD auch etliche Kriegsgefangene und sowjetische Zivilisten (»Ostarbeiter«) ein. Berüchtigt war Ketschendorf vor allem wegen seiner hohen Zahl von gefangenen Jugendlichen (mehr als 1600), die unter »Werwolf«-Verdacht dorthin verschleppt wurden.

Anfang 1947 begann die Auflösung des Lagers. Die Häftlinge wurden nach Frankfurt/Oder, Jamlitz, Mühlberg und Fünfeichen transportiert. 2000 kamen in sowjetische Zwangsarbeitslager. Am 17. Februar 1947 wurde das Lager endgültig aufgelöst. Ein Restkommando von 50 Internierten mußte im April 1947 ins KZ Buchenwald.

Mindestens 6000 Häftlinge sind infolge der Haftbedingungen in Ketschendorf gestorben. Sie liegen in Massengräbern nahe der Autobahn von Magdeburg nach Frankfurt/Oder. 1951/52 wurden auf den Gräbern mehrere Wohnhäuser gebaut.

Kurt Noack
»Jeder schien vor sich hin zu faulen«

Kurt Noack, Jahrgang 1930, mußte wie viele seiner Altersgefährten während der letzten Kriegsmonate in Hitlers »Volkssturm« dienen.

Zum Einsatz gegen die Rote Armee kam er selbst nicht mehr. Zusammen mit rund 1600 vierzehn- bis achtzehnjährigen Altersgenossen wurde der aus Groß-Kölzig stammende Jugendliche im Herbst 1945 vom sowjetischen Geheimdienst in das Internierungslager Ketschendorf verschleppt. Die Jungen wurden beschuldigt, der faschistischen »Werwolf«-Organisation angehört und Verbrechen gegen die Sowjetunion begangen zu haben. Mit von Schlägen begleiteten Verhören in NKWD-Kellern begann für Noack ein dreijähriger Leidensweg durch die Lager Ketschendorf, Jamlitz und Buchenwald. Als von uns ausgewählter exemplarischer Fall wird Kurt Noack in den entsprechenden Kapiteln über jeden seiner Leidensorte berichten.

Gemeinsam mit meiner Mutter erntete ich auf dem kleinen Pachtland meines Vaters am 30. Juli 1945 Getreide. Von hier wurde ich weggeholt und gemeinsam mit einem Kameraden am Bahnhof einem Mann in Zivil übergeben. Der gab uns mit Hinweis auf seine in der Gesäßtasche befindliche Pistole zu verstehen, was geschähe, wenn wir an Flucht denken sollten. Uns beiden galten die ersten Verhaftungen in Kölzig. Wir gehörten zu einer der »Werwolf«-Tätigkeit verdächtigten Gruppe von fünfzig Jugendlichen meines Heimatdorfes und weniger Nachbarorte, die denunziert und verhaftet wurden. Keiner war älter als sechzehn Jahre. Unser Verbrechen bestand darin, daß wir in den letzten Tagen des »Dritten Reiches« für kurze Zeit in das allerletzte Aufgebot der Nazis verpflichtet worden waren, dort Uniformen und Waffen bekamen und in ihrer Handhabung unterrichtet wurden, ohne sie je auf Menschen gerichtet und aktiv gebraucht zu haben.

Zu Fuß ging es in eine GPU-[richtig: NKWD-, d. Verf.] Dienststelle nach Noßdorf. Wir wurden im Hausflur von zwei Polen, die bei der GPU dolmetschten, übernommen. Mit dem Gesicht zur Wand und erhobenen Händen mußten wir unsere Namen sagen. Dabei bekam mein Kamerad seine ersten Schläge. Den Schläger störte die Beifügung »von« in seinem Namen. Er wiederholte sie mehrmals und schlug meinem Kameraden dabei sichtlich vergnügt im Takt von hinten ins Gesicht. Für diesen waren das die ersten, aber keineswegs die

letzten Schläge. Beim Verhör in Guben, wenige Tage nach diesem Auftakt, bekam er die Reitpeitsche eines vernehmenden Majors zu spüren, weil er nicht zugeben wollte, wessen sie uns bereits von vornherein für überführt hielten. Die Wahrheit war, daß wir weder Waffen besaßen noch sie irgendwo in Verstecken verborgen hielten.

Im Noßdorfer Keller befanden sich schon andere Leidensgenossen. Abends gingen die Verhöre los. Ein Zelleninsasse kam mit blutendem Gesicht zurück. Der polnische Bewacher verlangte von uns, ihn stehen und nicht sitzen zu lassen, wenn es uns nicht genauso ergehen solle. Wir überließen die Entscheidung darüber den Kräften des Geschlagenen. Bald wurde die Tür aufgerissen und mit einer Taschenlampe hereingeleuchtet. Wir blieben unbehelligt, die zweite Runde Prügel bekam der arme Kerl an Ort und Stelle.

Einige von uns wurden aussortiert und nach Guben gefahren. In der Gubener GPU-Dienststelle Mittelstraße wurden wir wieder in Kellerräume gesperrt. In den Verhören dort machte man uns klar, daß wir der »Organisazia Gitlerjugend, Gruppa Werwolf« angehört und jetzt die Verstecke anzugeben hätten, in denen unsere Waffen verborgen seien. Keiner von uns konnte diese Verdächtigungen bestätigen.

Am 4. August wurde ein Teil von uns, zu dem auch ich gehörte, freigelassen. Was zu dieser Freilassung geführt hatte, blieb uns verborgen. Am 9. August wurde ich abermals verhaftet. Das besorgte diesmal ein Russe in Zivil. Noch im Verlauf des Abends kamen weitere Kölziger Jugendliche dazu, mit denen ich seinerzeit gemeinsam bei einer HJ-Einheit in Tschernitz war. Damit war erneut klar, wem die Verhaftungsaktionen galten. Erneut ging unser Weg nach Guben. Wieder nahm mich der Keller in der Mittelstraße auf. In einer Zelle lag ich mit Gubens SA-Führer Apelt zusammen. Das machte mir klar, wie »wichtig« wir Jungs, obwohl fast noch Kinder, den vernehmenden Offizieren waren.

Wieder wurde verhört und protokolliert. Die oft nachts veranstalteten und sich überwiegend bis in die zweite Nachthälfte erstreckenden Verhöre machten jedem von uns zu schaffen, weil es dabei um Dinge ging, die erfunden waren, und jeder über den anderen ausgefragt wurde. Die vernehmenden Offiziere glaubten uns nicht und versuchten deswegen mit verschiedenen Mitteln, die gewünschten Aussagen zu erzwingen. Wir wurden geschlagen. Nur wenige blieben davon verschont. Geschlagen wurde auch mit Hilfsmitteln, mit Holzknüppeln beispielsweise oder mit dem Pistolenknauf. Die dichten blonden Locken eines Kameraden verleiteten den Vernehmer, hineinzugreifen und ihn mit dem Kopf mehrmals gegen die Wand zu schlagen.

Nach mehreren Verhören wurde ich am 17. August als einziger wieder freigelassen. Für meine Freunde ging die Haft weiter. Keiner wußte, warum, keiner kannte sein Urteil. Sie wurden alle per Pferdegespann nach Cottbus gebracht und von dort in einem drei Tage dauernden Fußmarsch, als Gruppe von etwa 140 Mann, in das Lager Ketschendorf bei Fürstenwalde verschleppt.

Doch meine Freude währte nur kurze Zeit. Am 24. Oktober wurde ich zum dritten Male verhaftet. Ein überaus leidvoller Lebensabschnitt begann für mich. Über die Zwischenstation Cottbus brachte man mich nach Forst in das dortige Gerichtsgebäude. Dort wurde ich von neuem verhört. Wieder ging es um den Besitz von Waffen. Neu war der Verdacht, ich sei im Besitz von Gift. Neu war auch die Frage, wie viele Offiziere ich erschossen hätte und ob ich Lkws mit der Panzerfaust abgeschossen hätte. Die Verhöre wurden sorgfältig protokolliert. Als Problem erwies sich immer die Übersetzung des Gesagten durch die Dolmetscher, die meist nur geringfügige Deutsch-Kenntnisse besaßen. Das Protokoll wurde jeweils am Schluß des Verhörs vorgelesen und mußte von mir unterschrieben werden. Wies ich auf Fehler hin, brachte mir das Drohungen ein. Am Ende stand meine Unterschrift dann doch unter dem Protokoll. Jedoch wußte ich nie genau, was ich unterschrieb. So ergab sich am Ende eine stattliche Akte, die ich einmal im Lager Ketschendorf in vollem Umfang zu sehen bekam.

Es passierte auch, daß mein Verhör damit beendet wurde, daß man mir Zeit bis 24 Uhr ließ, damit ich über die Wahrheit nachdächte. Sollte ich dann noch immer lügen, würde ich erschossen. Daran glaubte ich fast, als um Mitternacht das Schlüsselbund rasselte. Ich blieb aber bei meiner Wahrheit, weil mir andererseits auch der Begriff Militärtribunal geläufig war. Das bedeutete Aburteilung und Si-

birien. Sibirien war mit dem gleichzusetzen, was ich von den Nazis wußte. Von Erschießungen aber hatte ich noch nichts gehört.

Am 2. November früh wurde ein Transport zusammengestellt. Für drei Tage kam ich wieder nach Cottbus, dann erfolgte in den Morgenstunden des 5. November ein neuerlicher Transport mit unbekanntem Ziel. Es war eine Gruppe von etwa fünfzig Mann, in deren Mitte ich mich auf einem offenen Lkw befand. Aus der Luke des Fahrerhauses bewachte uns ein Soldat mit MPi. Wir wußten nicht, wo wir uns befanden, als wir noch in der Dunkelheit den Lkw verließen. Grünbemützte Posten führten unsere Gruppe durch eine »Schleuse« in eine von Stacheldraht, Wachtürmen und einem Bretterzaun umgebene Wohnsiedlung aus zweigeschossigen Häusern: das Lager Ketschendorf.

Wir mußten nackt an Russen in weißen Ärztekitteln vorbeimarschieren und wurden gefilzt. Danach brachte man uns zum Entlausen in den Keller eines Hauses am Ende des Lagers. Hier hatte ich den ersten entsetzlichen Eindruck. Nackte, abgezehrte Gestalten saßen da und warteten auf ihre dünne, abgerissene Kleidung, die sich in der Hitze einer Entlausungskammer befand. Es waren Gefangene, die schon seit Wochen und Monaten, vielfach seit dem frühen Sommer dem Hunger ausgesetzt und in der Mehrheit von Krankheit und den unmenschlichen Lagerbedingungen gezeichnet waren. Alle waren an Kopf und Körper kahlgeschoren. Wer von den Neuankömmlingen noch nicht glatzköpfig war, verlor hier seine Haare. Der Anblick der Gestalten in dieser Entlausung zählte zu den nachhaltigsten Eindrükken, die ich in der ersten Zeit im Lager gewann. Nie zuvor sah ich so etwas. Ich fand ähnliches später nur in den Bildern aus Nazi-KZs wieder.

Die Temperaturen bei der Entlausung reichten in der Regel nicht aus, um alles Ungeziefer zu töten. Oft genug hatten wir später den Eindruck, daß die Läuse durch die Wärme schneller aus den Nissen krochen, sich die Plage mit allen Arten von Ungeziefer am Körper und in der Kleidung durch die sich in Abständen wiederholenden Entlausungen nur noch vergrößerte. Kleider- und Kopfläuse, Flöhe und Wanzen wurden wir nicht los. Andererseits machten die Entlausungen unsere Kleidung brüchig und verkürzten ihre Lebensdauer.

Zum Zeitpunkt meiner Einlieferung mögen reichlich dreißig Jugendzüge im sogenannten Haus 1 existiert haben. Diese Zahl erhöhte sich bis Jahresende durch Zugänge aus den verschiedenen GPU-Dienststellen des Ketschendorfer Einzugsgebietes um etwa weitere vier bis fünf Züge. Jeder Zug bestand aus fünfzig Mann, so daß sich zu dieser Zeit etwa 1600 Jugendliche in Ketschendorf befunden haben mögen – in einem Haus mit zwei Eingängen und jeweils sechs Wohnungen mit Kellern. Während der ersten Tage fand ich nur einen Platz auf der oberen Treppe im schon kalten Hausflur. Auf den Treppenstufen schlief ich auch.

Dann wurde ich dem Keller 7 zugeteilt. Mein erster Kelleraufenthalt dauerte nur wenige Tage. In Kellern lag ich dann nochmals für längere Zeit im Sommer des folgenden Jahres. In jedem der größeren Räume und den Kellern, kaum größer als jeweils achtzehn Quadratmeter, lebten in unbeschreiblicher Enge vierzig bis fünfzig Mann. Die kleinen Küchen boten Platz für rund fünfzehn Mann. Zu jeder von uns belegten Wohnung gehörte ein Badezimmer mit Klo und Badewanne, in der sich das Wasser zum Spülen befand. Von ihm wurde leider auch getrunken, wenn Not war für die, die durch Krankheit und Hunger ihren Widerstandswillen bereits verloren hatten und schwach geworden waren. Das führte immer zur Ruhr mit ihren unerbittlichen Folgen, ihrem fast aussichtslosen Verlauf. Ein Beispiel dafür war ein Fabrikantensohn aus Wittenberge, der nach dem Genuß fauliger Mohrrüben aus dem gefrorenen Abfall vor der Küche von diesem Wasser trank und danach nur noch Tage lebte.

Wir hatten in allen Räumen gerade Platz genug, wie in einer Sardinenbüchse nachts auf der Seite zu liegen und uns gemeinsam umzudrehen, wenn dazu von jemandem der Ruf kam. Eine gewisse Auflockerung trat 1946 ein, als wir aus altem Material eines abgerissenen Kriegsgefangenenlagers drei Stock hohe Pritschen, Regalen gleich, bauen durften. Viele hatten durch das Liegen auf den bloßen Brettern und Dielen oder auf dem Betonboden der Keller durchgelegene Stellen am Körper, die zu großen braunen Flecken auf der Haut, vor allem über Schlüsselbein und Beckenknochen, wurden. Bei einem meiner Freunde stellten sich mit der Zeit erhebliche Deformierungen des Körpers ein. Die Knochen gaben dem harten Fußboden nach.

Tagsüber mußte zur Verrichtung der Notdurft der Donnerbalken hinter den Häusern aufgesucht werden. Das war eine überdachte, lange Grube, vor der ein Balken als Sitz angebracht war. Später gab es eine Änderung auf eine Art französischer Technologie. Nach dieser Methode wurde die ganze Grube mit einer Bretterschalung überdeckt, in die runde Löcher mit entsprechendem Durchmesser eingeschnitten waren. Die verbesserte Technologie hatte allerdings den schmerzenden Nachteil, daß beim Hocken die die meisten Jugendlichen plagende Eiterborke am Gesäß riß, der Eiter zwar abtropfte, sich aber die Erreger neu verbreiten konnten und die Kleidung immer mehr verschmutzte. Papier befand sich unter uns Häftlingen nicht das allerkleinste Stück. Was der Mensch für die Toilette braucht, verrichtete bei vielen ein kleiner Lappen, der nach seiner Benutzung zusammengerollt und wieder in die Tasche gesteckt wurde.

Mit dem Abtransport von knapp 2000 im Lager befindlichen Russen aus der Armee des Überläufer-Generals Wlassow am 28. November lockerte sich die Enge etwas. Die kleinen Häuser an der Lagerstraße wurde dadurch für uns frei. Tausend Gerüchte gingen mit diesem Transport einher, wie später noch so oft. Viele Möglichkeiten waren im Gespräch. Die meisten glaubten an einen Transport aller in Richtung Rußland. Andere meinten, daß wir Weihnachten wieder zu Hause sein würden. So oft solche Parolen auch Hoffnung auslösten, so oft bedrückten sie uns, wenn die Hoffnungen zerrannen. Dennoch gehörten sie zum Lageralltag, sie hielten uns immer in Spannung. Beispielsweise lief immer wieder das Gerücht durchs Lager, daß die Entlassungsscheine schon da wären, man wußte sogar, welche Farbe sie hatten. Für die Kranken und Schwachen bedeutete das einen Strohhalm, an den sie sich mit den verbliebenen Kräften klammern konnten. Es bedeutete aber auch oft das schnelle Ende, wenn nicht eintrat, was erträumt wurde.

Hier, in den kleinen Häusern, stieß ich auf den ehemaligen NSDAP-Kreisleiter von Sorau/Forst, Erich Najork aus Noßdorf. Ich wußte von seiner Zuständigkeit für die Morde an kriegsmüden Soldaten in Forst, die ich am Galgen sah. Najork zählte 1947 zu den Toten von Mühlberg.

Der Winter rückte heran, Weihnachten kam näher, die Stimmung

sank. Der erste Winter brachte Kälte und Finsternis in die Unterkünfte. Holz war knapp. Mit Glühbirnen mußte sorgsam umgegangen werden. Wir saßen herum oder hielten uns in Bewegung, beschäftigten uns irgendwie und froren dabei, redeten vom Essen und erzählten von Zuhause. Noch immer glaubten wir daran, daß die Sorge unserer Mütter um ihre verschwundenen Söhne keine Ewigkeit dauern würde.

Früh warteten wir in Gruppen auf Brot, das, in einer Decke getragen, nach dem Zählappell zugweise geholt werden mußte und nicht selten von Ratten angefressen war. Das Teilen kam einer Zeremonie gleich. Sechs Mann teilten sich ein Brot. Einzige gewohnte Beigabe war neben Kaffee ein Löffel Zucker, überwiegend von der ungereinigten, braunen Qualität. Das Brot wurde hauptsächlich mit selbstgebautem Werkzeug zerlegt. Wir bedienten uns dazu eines Drahtes, an dessen beiden Enden je ein Holzgriff zum Anfassen befestigt war, oder eines aus angeschärftem Blech selbstgefertigten Schneidewerkzeuges. Insbesondere der Besitz eines solchen Blechs war streng verboten. Deswegen mußte es sorgsam versteckt gehalten werden. Einer meiner Kölziger Kameraden wurde bei der Benutzung eines dieser »Messer» von Knoke, dem Hauskommandanten, durch das Fenster beobachtet und bestraft. Zehn Tage mußte er dafür in den Bunker.

Eine solche Strafe konnte den Tod bedeuten, wenn sie einen schon nicht mehr Gesunden traf, weil es neben dem einen täglichen schmalen Stück Brot während dieser Zeit nur einmal, am fünften Tag, warmes Essen gab. Es war außerdem nicht gestattet, Decke oder Mantel mit in den Keller zu nehmen, um sich vor dem bloßen Betonboden zu schützen. Unangemessene Strafen für Kleinigkeiten waren von den Russen gewollt und wurden vom deutschen Häftlingspersonal gewissenhaft und rücksichtslos ausgeführt. In diesem Fall überstand das Opfer den Bunker, doch der besagte Kamerad war nach zehn Tagen kaum wiederzuerkennen.

Mittags holten Essenholer jedes Zuges einen Kübel Grützsuppe, die vom Essenausgeber, meist dem Zugführer, verteilt wurde. Abends wurde nochmals Suppe verteilt, die genauso dünn wie mittags war. Die in der Suppe gefundene Grütze entsprach selten mehr als zwei Löffel je Schlag. Ein Fleischstück war die Ausnahme, Fett-

augen konnte man zählen, Kartoffeln waren kaum darin. Niemand von uns hatte eine Möglichkeit zur Beschaffung zusätzlichen Essens. Wer aufpaßte, zupfte im Frühjahr eßbares Grün. Jugendliche wurden grundsätzlich nicht den Arbeitskommandos zugeteilt, die innerhalb des Lagers zur Aufrechterhaltung der einfachsten Lebensvoraussetzungen erforderlich waren, wie Küche, Brotfahrer, Holzplatz, Revier, Entlausung, Leichenträger oder andere. Wir hatten noch keine Berufe, waren Schüler oder Lehrlinge, und konnten folglich auch nicht, wie einige wenige Handwerker, den Offizieren irgendwie nützlich sein oder anderswo eine Chance auf zusätzliches Essen nutzen.

Eine Flucht war völlig ausgeschlossen. Uns trennten hoher Stacheldraht und ein mindestens zwei Meter hoher, dicht gefügter Bretterzaun von der Außenwelt. Von letzterem wußten wir, daß er noch mindestens einen halben Meter tief in die Erde eingelassen war. Der Abstand zwischen den Wachtürmen am Zaun entlang war, unserer »Gefährlichkeit« entsprechend, sehr dicht. Vier Stunden hatten die Posten hinter dem MG jeweils Dienst und richteten ihren grimmigen Blick auf das Lager. In frostigen Nächten hörten wir ihre Stiefel auf dem Holz, wenn sie versuchten, die Füße warmzuhalten.

Durch den anhaltenden Hunger und die einseitige Ernährung hatten wir schon im ersten Winter Erscheinungen von Vitamin- und Eiweißmangel. Wir bekamen Wasser – zuerst in den Beinen – und Skorbut, litten unter vielen Furunkeln, Krätze und maßlos viel Eiter. Meine Haut wurde schuppig, das Zahnfleisch blau, die Zähne wurden locker, die Haare dünn und die Fingernägel weich. Alle diese Hungerfolgen prägten sich insbesondere bei uns Jugendlichen stark aus und zeigten sich in dieser Form weniger auf der Haut der älteren Häftlinge, bei denen Rose, Bartflechte und ähnliches dominierten.

Mit der Märzsonne, mit Hilfe eines öligen Mittels gegen die Krätze und später mit etwas Melde und Brennessel in der Suppe besserte sich die Situation etwas. Die Krätze aber blieb in der Regel und machte den meisten noch im Sommer schwer zu schaffen. In meinen Beinen stieg in diesem Frühjahr das Wasser bis in die Oberschenkel, machte aber zu meinem Glück vor dem Bauch halt. Gegen das Wasser erhielten wir unregelmäßig einen Kiefernnadelaufguß, der unübertreffbar bitter schmeckte.

Unser erstes Lagerweihnachten ging undramatisch vorbei. Es wurde zu einer wirklich stillen Nacht, weil Gesang verboten war und auch niemand Lust zu einem Weihnachtslied verspürte. Wir nahmen unsere Lage hin und hofften auf baldige Entlassung. Schmerzlicher war Weihnachten für die Männer, die Frauen und Kinder zu Hause hatten. Es gab sichtbare Beispiele dafür. Im Januar/Februar wuchs die Anzahl der täglich Sterbenden, die damals noch auf den Schultern ihrer Träger, nackt und nur spärlich bedeckt, in ihr Massengrab im nahegelegenen Wäldchen geschleppt und hineingeworfen wurden.

Meine Verfassung in der Zeit des Februar 46 prägte sich mir nachhaltig ein. Schon einige Zeit lief ich auffällig durchs Lager, die Arme in der Waagerechten, weil eine dicke Eiterborke in beiden Achselhöhlen und an den Seiten des Brustkorbes jede andere Armhaltung unmöglich machte, sonst wäre die Borke gerissen und hätte mir Schmerzen bereitet. Zu allem Eiter und den vielen Furunkeln am Kopf, am Gesäß und an den Beinen gesellte sich dann noch ein Riesenabszeß in der linken Leistenbeuge, dessen Oberfläche blaugrün, hart und sehr schmerzend war. Dadurch konnte ich schließlich kaum noch laufen. Das entnervte mich zusehends, nahm mir Kraft und Mut. Bevor man mich am 20. Februar ins Lazarett schleppte, verabschiedete ich mich von einem Kölziger Kumpel, als sähen wir uns zum letzten Mal – mit Gruß nach Hause, falls er durchkommen sollte, und der Übergabe meiner Habseligkeiten.

Im Lazarett, Revier nannten wir es auch, kam ich am nächsten Tag in die Hände von Doktor Rosaljewitsch, des pockennarbigen russischen Arztes, der wegen seiner Dienste für Wlassow selber Häftling und seltsamerweise noch im Lager verblieben war. Nackt lag ich auf einem gewöhnlichen Tisch. Mit einer Schere brachte er mir einen Schnitt bei. Mein Schrei muß tierisch gewesen sein. Was herauskam, war viel, fast schwarz und roch nicht gut. Nach genauem Hinsehen stellte er in den Achselhöhlen noch je einen Schweißdrüsenabszeß fest. Das Verfahren der Behandlung war das gleiche, und die Schere muß auch dieselbe gewesen sein.

In meinem Krankenzimmer sah ich fast nur Eiternde. Im Raum standen aus Holz gezimmerte schmale Pritschen mit je einem apathisch daliegenden Kranken. Die meisten hatten offene, als Folge

von Ödemen geplatzte Beine, die mit Hilfe untergelegter Steine so hoch lagen, daß Bratpfannen oder flache Töpfe darunter Platz hatten. Hier hinein tropfte der stinkende Eiter. Einige wimmerten, jeder schien vor sich hin zu faulen. Behandelt wurde nicht, falls nicht gerade eine Standardsalbe oder Jod passend waren.

Ein Sanitäter gab mir einen Platz im hinteren Teil des Raumes zwischen zwei Pritschen auf dem Fußboden. Ich überlegte trotz meiner geschundenen Psyche. Klar war mir zweierlei: Zuerst mußte ich hier auf dem schnellsten Wege raus, um nicht für mich den Weg in die Massengräber zwischen Lagerzaun und Autobahn ganz kurz zu machen. Zum zweiten brauchte ich einen Platz auf den Pritschen, um nicht getreten zu werden. Es klingt makaber, aber meine Aufmerksamkeit galt dem rechten Nebenmann. Ich hatte bereits genug Erfahrung, um einschätzen zu können, daß sein leises Stöhnen nicht mehr lange dauern würde. Noch war es wahrnehmbar. Ich versuchte deswegen, nach dem Dunkelwerden wach zu bleiben, um den Sanis zuvorzukommen und die Platzfrage selbst zu regeln. Irgendwann war es dann auch soweit, daß der Kamerad neben mir schließlich ausgelitten hatte. Ich tauschte den Platz mit ihm. Der Vorzug der Pritsche konnte ihm ohnehin nichts mehr nützen. Ich hoffte, daß der Tausch nicht auffallen würde, wenn die Sanis früh kamen.

Durch den Tod des Nebenmannes kam ich unverhofft zu seinem letzten Brot, das am Kopfende lag, sowie zu seinen Schuhen. Die Schuhe waren von großem Nutzen, weil meine eigenen mir erst bei der letzten Entlausung weggekommen waren und ich immer Angst davor hatte, nur meine selbstgebauten Pantinen an den Füßen zu tragen, wenn es einmal auf Transport gehen sollte.

Ich habe oft darüber nachgedacht, ob mein Umgang mit dem toten Kameraden richtig war. Eine Antwort konnte ich mir nicht geben. Genau ein Jahr danach, im strengen Frost des Februar 1947, war es in Jamlitz normal, daß die nachts Verstorbenen morgens unbekleidet auf ihrer Pritsche lagen. So verbesserte der Tod des einen die Chancen der anderen. In Ketschendorf wußten wir, daß die Sanis Goldzähne an die Russen weitergaben und Speck dafür bekamen.

Meine nächtliche Tat blieb unbemerkt. Der Kumpel wurde hinausgetragen, und ich behielt meinen Platz, ohne daß die Sanis mitbekamen, wer nun wer war. Es ging sowieso alles namenlos zu, wenn man von der Vernehmungsakte jedes einzelnen in der Kommandantur absieht, die mit Sicherheit keinen Vermerk erhielt nach dem Abgang in das Massengrab. Für die meisten der mehr als 4000 in Ketschendorf bis Februar 1947 Umgekommenen begann der Weg dorthin im Lazarett. Von hier kamen die Toten in den hinter dem Gebäude liegenden Erdbunker, zu dem die Ratten ungehindert Zutritt hatten. Ich sah Löcher in den Gliedmaßen der Toten, wenn das Leichenkommando auf dem Weg zum Tor meistens früh am Jugendhaus vorbeikam und Arme oder Beine von den Tragen hingen. Es war täglich die gleiche Zeremonie. Wir entblößten zu Ehren der toten Leidensgenossen unsere Häupter und verharrten still. Auch das wurde Alltag. Ein oben abgeschnittener Zirkuswagen war später dann das Transportmittel für die tägliche tote Fracht nach draußen.

Der Winter ging vorbei, und wir hatten noch lange mit seinen Auswirkungen auf unseren körperlichen Zustand zu tun. Unsere Verfassung war schlecht. Ein Kamerad aus Klein-Kölzig, sechzehn Jahre alt, litt zunehmend unter Wasser und deswegen unter Durst. Er kannte die damit verbundene Gefahr, widerstand ihr aber nicht. Wir versuchten, ihn zu kontrollieren und vom Trinken abzuhalten. Das Wasser erreichte seinen Bauch, machte den Hoden groß. Nur wenige Tage lebte er noch. Anfang April starb er. Viele aus unserer Gruppe folgten ihm und wurden im Wäldchen an der Autobahn verscharrt.

Ich zählte inzwischen zu den Dystrophikern der Gruppe vier [das war der stärkste Abmagerungsgrad – d. Verf.]. Diese Einstufung nutzte mir allerdings nichts. Ich blieb es für lange Zeit. So abgezehrt war ich, daß meine Mütze beim Herabrutschen an den Backenknochen hängenblieb oder das Wasser aus den Vertiefungen am Schlüsselbein nach dem gelegentlichen Duschen nicht ablief. Die Beine waren spindeldürr, mein Blut war wäßrig und dünn. Die Fingernägel wurden weich, die Haut schuppig. Ich hatte Anzeichen von Skorbut. Mein Kopf schien hundert Ecken zu haben. Die Krätze war noch lange nicht abgeheilt.

Die stärker werdende Sonne half uns. An warmen Tagen saßen wir auf den Fensterbrettern und hielten unseren Allerwertesten in der Hoffnung auf Heilung in die Sonne. Die Furunkulose am Hintern

nannten wir Streuselkuchen, weil die Eiterborke so dicht wie Streusel auf einem Kuchen war. Dieses tolle Bild fiel schließlich einem dicken Major unangenehm auf, und er verbot uns diese Art der Therapie. Wir zögerten auch nicht, ohne Hose im Lager herumzulaufen, und hielten uns dabei das Hemd weit vom Leibe, auch unter den Augen der Frauen aus dem benachbarten Zwinger. Jedes Mittel war uns recht. Dazu zählte selbst der eigene Urin, mit dem wir die kranke Haut behandelten. Das war eine schmerzhafte Prozedur, es brannte und tat gräßlich weh. Urin benutzten manche auch gegen Halsentzündungen, sie gurgelten damit und schworen darauf. Allerdings – und dabei hoben sie den Finger – ginge das nur mit gesundem Urin. Wer aber wußte schon, was an uns noch gesund war und was nicht? Den vielen Wucherungen von wildem Fleisch an den überall vorhandenen Furunkeln begegneten wir mit dem Aufstreuen von Zucker. Manche glaubten, Erfolge beobachten zu können. Gegen Wasser schützten wir uns, indem wir eine Kiste an den Ofen stellten, uns auf den Fußboden legten und die Beine auf der Kiste in die Wärme des Ofens hielten.

Es gab kaum Medikamente. Den Ärzten stand nicht einmal das Allernotwendigste zur Verfügung. Ihnen begegneten Krankheiten, die es im normalen Leben vielleicht gar nicht gab. Ich sah einmal Fiebertabletten, auch von Wassertabletten war die Rede. Sonst gab es nichts, keine Mittel gegen Durchfall und Ruhr, nichts gegen Erkältungen und Lungenentzündung, kein Verbandsmaterial, nur Jod in verschiedenen Farben. Wir bekamen Fichtennadeltee gegen Wasser, Medigal gegen Krätze sowie die von Doktor Rosaljewitsch erfundene Salbe gegen Furunkel und offene Beine. Zahnbehandlung war unbekannt. Vielen wäre das Leben erhalten geblieben, hätten die Ärzte die Möglichkeit gehabt, wäßrige Erscheinungen an Lunge und Rippenfell durch Punktieren zu behandeln.

Wir waren der völlig unzulänglichen Lagerhygiene hilflos ausgesetzt. Es gab kein Papier für den bekannten hinterlistigen Zweck. Niemand besaß eine Zahnbürste, jeder hatte Ungeziefer, war schmutzig und mühte sich, den Eiter aus seiner Wäsche hin und wieder mit Wasser zu entfernen. Gelegentlich bekamen wir Waschpulver, wuschen damit unsere Kleidung und säuberten damit auch den

Fußboden, worauf von den beiden russischen Lagerärztinnen und vom deutschen Häftlingskommandanten Knoke großer Wert gelegt wurde. Knoke verordnete zusätzlich Backsteine, mit denen wir die Dielen unter Zuhilfenahme von Wasser in einen Zustand zu versetzen hatten, der gehobeltem Holz gleichkam.

Geachtet wurde auch darauf, daß wir regelmäßig kahlgeschoren wurden und auch sonst alle Körperhaare verloren. Die Sanis machten sich mit viel Geschick selbst zwischen den Beinen zu schaffen. Trotzdem verloren sich die Kopf- und Filzläuse nie.

Als einzige Wasserquelle stand uns eine Handpumpe zur Verfügung, dazu – außer dem Duschkeller in der Entlausung – während der frostfreien Zeit zwei offene Waschanlagen, wo das Wasser aus durchlöcherten Rohren in eine Krippe lief. Das waren auch die Stellen, wo die Eßgefäße gesäubert wurden, sofern man sie nicht mit den Fingern von den Resten der Suppe befreien mußte.

Ende Mai zeigten sich bei mir Ruhrsymptome, deren deutlichste Form wir im blutigen Stuhl erkannten. Glücklicherweise bestätigte sich der Verdacht bei mir nicht. Der Essensentzug bei Ruhr war die Ursache dafür, daß manche die beginnende Krankheit verheimlichten. Deswegen waren Klosettwachen eingesetzt, die jeden Stuhl zu überprüfen hatten.

In dieser Zeit lernte ich Marianne Simson kennen, die im Frauenzwinger saß und dem Arbeitskommando angehörte, das im Lazarett Dienst tat. Ich kannte sie als Schauspielerin aus mehreren Filmen. Marianne Simson war eine von etwa 500 Frauen, von der Schülerin bis zur Greisin, die in einem Stacheldrahtzwinger gegenüber unseren Häusern untergebracht waren. Es genügte für die Jüngste die Mitgliedschaft beim BDM, um verhaftet und nach Ketschendorf gebracht zu werden. Es sollen in Ketschendorf drei Kinder geboren worden sein, deren Mütter schon bei der Verhaftung schwanger waren. Die Unterkünfte im Frauenlager waren genauso überbelegt wie bei uns, bis zu vierzig Personen in einem Raum. Einigen Frauen waren die Kopfhaare geschoren worden, vielleicht der Läuse wegen. Allein aus Forst waren zwei Mädchen im Lager, deren Väter unter uns weilten. Max Klein, der im Februar '47 in Jamlitz umkam, mußte in den Bunker, weil seine sechzehnjährige Tochter ihm ein Stück von

ihrem Brot zuwarf, was genauso verboten war wie das Gespräch durch den Stacheldrahtzaun. Ein anderes Mädchen bekam ebenfalls drei Tage wegen eines Stückes Brot für ihren Vater. Die Kommandantin des Frauenlagers hieß Hertel.

Im Männerlager befanden sich außer einem Amerikaner zwei Inder, die durch ihre Kopfbedeckung und die braune Hautfarbe auffielen. Diese Tatsache war für uns kaum erstaunlich, denn wir wußten, daß damals schon der Schein genügte, um der Spionage verdächtigt zu werden. In solchem Falle war es dem NKWD völlig egal, ob der Verdacht Inder, Amerikaner oder Deutsche, Kinder oder Greise traf.

In einem der Züge des Hauses 4 lebte noch im Sommer ein Häftling – Tee-Großkaufmann in Danzig soll er gewesen sein –, der bei den Verhören nach seiner Verhaftung eine so üble Behandlung erfahren hatte, daß er den Verstand verlor. Ich erlebte ihn seit 1945 nie anders als so: Kopfschüttelnd oder -nickend mit nach vorn gerichtetem Blick, mit immer unruhigen Händen, ständig laufend, gab er fortwährend und monoton von sich: »Stalin Scheiße, Hitler Scheiße, alles Scheiße, nicht stehenbleiben, so schön weitergehen! Stalin Scheiße, Hitler Scheiße, alles Scheiße . . . « Und das den ganzen Tag, über Monate hinweg. Jeder von uns bedauerte ihn. Ein tragischer Fall, der irgendwann ein Ende durch den Tod fand. Der Mann muß in Ketschendorf geblieben sein, denn er tauchte weder in Jamlitz noch in Neubrandenburg je wieder auf.

Ich holte manchmal Leute in unsere Unterkunft, die uns von ihren Erinnerungen an ihre Berufe erzählten. In der Regel war das mit einer kleinen Brotzuwendung verbunden. So brachten wir Abwechslung in unseren Alltag, der eigentlich aus nichts anderem bestand, als auf die Brot- und Essenholer zu warten, aus Läuseknacken, dem Rundgang auf dem Platz hinter den Häusern 2 und 3 und aus Gesprächen über Themen, die Hungernde bewegen. Ich beschäftigte mich viel mit meiner Nähnadel, konnte auf einfache Weise schließlich stricken, beschäftigte mich mit dem selbstgebauten Schachspiel. Schachspielen war das einzige, was die Sowjets gestatteten. Außerdem lösten wir Kreuzworträtsel, die wir uns untereinander aufgaben. Dazu benutzten wir glatte Brettchen und Stifte aus Aluminiumdraht

als Schreibutensilien. Seitdem wir Waschpulver bekamen, hatten wir auch Skatkarten von kleinem Format, die wir aus den Verpackungen anfertigten. Skatspiel und Rätselraten mußten wir allerdings vor den Augen von Knoke, der Sergeanten und der Ärztinnen verborgen halten.

Am 10. Juli 1946 überraschte uns eine große Krätzeuntersuchung. Wir suchten nach Erklärungen für das plötzliche Interesse der Russen an unserer Hautsituation. Natürlich kamen sofort die alten Gerüchte auf. Die einen wollten von einer Entlassung gehört haben, wir müßten nur erst einmal alle gesund sein. Die Pessimisten glaubten wieder an einen Transport nach Rußland. Dieser Tag der Krätzeuntersuchung könnte Pfingsten gewesen sein, genau der Tag, an dem die Freie Deutsche Jugend [FDJ – d. Verf.] in Brandenburg an der Havel ihr Gründungsparlament durchführte und eine neue Politikergeneration gebar. Davon wußten wir nichts, aber es verhielt sich doch so: Nicht alle durften am neuen Leben teilnehmen. Wir waren bei ständiger Lebensgefahr dazu verdammt, für die politischen Fehler unserer Elterngeneration zu büßen, unabhängig davon, ob die Väter Nationalsozialisten oder Kommunisten waren, und wir hatten schließlich auch zu büßen für die im deutschen Namen während des Krieges begangenen Verbrechen an Leben und Freiheit ebenso unschuldiger Menschen, wie wir es waren.

Wir wußten überhaupt nicht mehr, was draußen geschah, seitdem die Zugänge aus den Gefängnissen und GPU-Kellern ausblieben. Aus Losungen, die auf Waggons der am Lager vorbeiführenden Eisenbahn gemalt waren, erfuhren wir, daß es draußen eine neue Partei gab, daß eine Wahl stattfand und Listen dabei eine Rolle spielten. Mehr aber blieb uns durch unsere hermetische Abschottung von der Außenwelt verborgen. Wir wußten nichts von unseren Familien, sie wußten nichts von uns. Für alle war das hart.

Wir gingen dem zweiten Ketschendorfer Winter entgegen. Er sollte nicht nur von den Temperaturen her schlimm werden. Die Rationen waren seit dem 4. November 1946 stark herabgesetzt worden. Dafür sollte es einen Befehl der obersten russischen Verwaltung gegeben haben. Später erfuhren wir, daß auch die Häftlinge in Jamlitz von dieser Essenskürzung überrascht worden waren. Die Brotpor-

tion betrug fortan nur noch um die 300 Gramm, die Suppe verlor schlagartig ihre festen Bestandteile. Diese Verschlechterung des Essens traf uns böse. Wir versuchten auszurechnen, für wie viele Wochen die Kraft noch reichen würde.

Illusionen hatte niemand. Die Hoffnung, zu überleben, verringerte sich ständig. An eine Entlassung glaubte zu dieser Zeit kaum noch jemand. Das Stimmungstief war deutlich. Daran konnten auch die bei Häftlingen älterer Jahrgänge mit den Namen von Frau und Kindern oder dem Ruf »Heim zu Mutti!« bestickten Jacken und Mäntel nichts ändern. In diesem Winter lag für die meisten der Gedanke näher, daß niemand mehr aus dem Lager herauskommen würde. Zu viele waren schon ihren letzten Weg in die Massengräber im Wäldchen gegangen. Ende 1946 entstand als Folge von Hunger und Kälte eine allgemeine Resignation.

Unsere Kleidung war zu dieser Zeit naturgemäß schon mehr als dürftig, denn wir trugen ja Tag und Nacht dieselben Sachen auf dem Körper, weil wir auf bloßen Brettern oder anfangs lange Zeit auf dem Betonfußboden der Keller lagen. Neue Sachen wurden nur in dem Maße verteilt, wie Verstorbene noch Brauchbares hinterließen. Viele von uns steckten auch in abgetragenen Sommeruniformen der Russen. Alle Gewebe waren durch die zahlreichen Entlausungen dünn geworden. Die Unterwäsche war steif vor Dreck. Ich erinnere mich, daß mein Hemd durch den Eiter stand. Auch Hosen habe ich stehen sehen. Waschen im Winter war unmöglich.

Weihnachten 1946 gab es eine Lektion »Frohe Weihnacht auf russisch«. In vielen Unterkünften der Jugendlichen waren im Verlaufe des Dezembers Ecken entstanden, die an das Fest erinnern sollten. Aus Kiefernzweigen, die für den Teeaufguß in das Lager gebracht wurden, aus kleinen Figuren, zumeist aus Seife geformt oder aus Holz geschnitzt und mit Waschpulver als Schnee überpudert, entstanden wirklich kunstvolle Hinweise auf Weihnachten. Etwa eine Woche vor dem Fest fiel das bei einer Kontrolle unserem Sergeanten negativ auf. Auf seinen Befehl mußten wir alles schweren Herzens wieder entfernen und auf einen Haufen vorm Haus werfen. Warum? Wer wußte das schon.

Der Häftlingskommandant in Ketschendorf hieß Kasimir. Er war

selber Häftling, stammte aus einem der baltischen Länder, war Deutscher, sehr ernst, schon etwas älter und trug einen halbsteifen Hut, einen sauberen Anzug und einen Mantel mit Pelzkragen. So kannten wir ihn aus ungezählten Gängen durch das Lager. Er genoß Autorität bei uns, anders als beispielsweise »Bello« Schröder, Polizeioffizier und einer dieser privilegierten Halunken der alten Güte, der Kasimirs Vertreter war und dem auch der Lagerschutz unterstand. Offizierstypen, die, wie Henry Knoke, Polizeichef aus Hannover und unser Hauskommandant, ausgesucht waren, um übereifrig eine Ordnung zu sichern, die uns das Leben noch schwerer machte. Zu diesen uniformierten Postenträgern zählten auch Bruchmann, Sprecher des »Großdeutschen Rundfunks«, oder Siebert, Kriegsgerichtsrat der Nazis, der, wie andere auch, noch in seiner alten Uniform steckte und Langschäfter trug. Sie alle hatten sich gefunden, weil sie sich kannten. Sie lebten von Essennachschlägen, froren nicht, waren sauber und ließen sich nicht nehmen, was ihr Privileg war.

Lagerkommandant war ein Major, dessen Namen wir nicht kannten, hühnenhaft, großgewachsen und dick. Leutnant Lomow war sein Stellvertreter. Dann kamen die Sergeanten. Direkte Probleme hatten wir mit den Offizieren, den zwei Ärztinnen und den Sergeanten nicht, wenn man unberücksichtigt läßt, daß sie die Verantwortung für die menschenunwürdigen Zustände im Lager und den Tod vieler Häftlinge mittrugen. Sie schienen immer ungerührt zu sein und für richtig zu halten, was sie an Elend bei uns sahen.

Anfang 1947 war wieder die Rede von Transporten. Am 16. Januar war ich an der Reihe. Neben einer Anzahl »Alter« wurden mit wenigen Ausnahmen alle A-Züge aufgerufen und nochmals entlaust. Zu diesen Zügen gehörten alle Jugendlichen, die am Tage ihrer Einlieferung in Ketschendorf noch nicht sechzehn Jahre alt waren. Die beiden jüngsten von uns waren zwölf und dreizehn Jahre bei ihrer Verhaftung. Sie wurden gleich nach dem Einmarsch der Russen aufgegriffen und gingen in ihrer Sommerkleidung den Weg nach Ketschendorf. Ich sah sie noch im November fünfundvierzig mit kurzen Hosen. Wenige Wochen später waren beide tot.

Die B-Züge, dazu gehörten die Jugendlichen zwischen sechzehn und achtzehn Jahren, waren für diesen Transport nicht vorgesehen.

Wie ich später erfuhr, brachte man sie nach unserem Abtransport in das Lager Fünfeichen bei Neubrandenburg. Uns aber schaffte man nach Jamlitz.

V VIERZIG JAHRE VERDRÄNGUNG – DAS SCHICKSAL DER EHEMALIGEN INTERNIERTEN IN DER DDR

Die SED hatte die Waldheimer Prozesse inszeniert, um ihren antifaschistischen Mythos zu untermauern und die Existenz der von ihren Verbündeten geschaffenen Internierungslager nachträglich zu rechtfertigen. Vor den Augen der westlichen Öffentlichkeit war dieser Versuch zwar durch die jeder demokratischen Rechtsauffassung spottenden Prozeßpraktiken gescheitert, im eigenen Land hatte die Propaganda in Verbindung mit den herrschenden Informationsdefiziten jedoch zumindest Teilerfolge gezeitigt. Danach erfüllten die in den Gefängnissen dahinvegetierenden Opfer keine Funktion mehr. Ihre Entlassung erfolgte freilich nicht in Verbindung mit auch nur angedeuteten Rehabilitierungsmaßnahmen, sondern unter dem Vorzeichen, daß sie sich nunmehr in der »neuen demokratischen Ordnung« zu »bewähren« hätten. Fortan war Stillschweigen verordnet über dieses Kapitel der Nachkriegsgeschichte: Eine vierzigjährige Friedhofsruhe hielt Einzug.

Für alle jene ehemaligen Lagerhäftlinge, die nach der Freilassung in ihre ostdeutschen Heimatorte zurückgekehrt waren und sich nicht in den Westen abgesetzt hatten, wog diese offizielle Nichtexistenz ihrer Leidensjahre schwer. Wie eine große Verhöhnung mußten ihnen die in den folgenden Jahren unentwegt ausgestreuten Parolen von der »antifaschistisch-demokratischen Umwälzung« und der »historischen Befreiungstat des sowjetischen Brudervolkes« erscheinen. So viele von ihnen auch geneigt waren, angesichts der Nazi-Greueltaten in der UdSSR den Sowjets gegenüber eine verständnisvolle Haltung zu zeigen – den bestallten SED-Ideologen und -Historikern haben sie diese Tatsachenverdrehungen und Lügen nie verziehen. Das erzwungene Totschweigen der eigenen leidvollen Vergangenheit hat die Opferlandschaft im Ostteil Deutschlands entscheidend geprägt. Viele haben bis zu ihrem Tode schweigen müssen.

Kein DDR-Bürger durfte jemals darauf hoffen, daß seine Internierungsjahre beziehungsweise die darauffolgende Haftzeit bei seiner Berentung oder eventuellen Frühinvalidisierung angerechnet wurden. Von materieller Entschädigung für Enteignung oder ausgefallene Berufsjahre war ohnehin keine Rede. Während die Opfer des Faschismus erhielten, was ihnen an Entschädigung zustand, gingen die Opfer des Stalinismus leer aus. Bezeichnend dafür ist folgender Vorgang: Hubert Polus (vgl. S. 99) wollte sich seine Lagerjahre bei der zuständigen Behörde für eine notwendig gewordene Frühinvalidisierung anrechnen lassen. Als der Name »Sachsenhausen« fiel, war man auch sofort bereit, ihm dies zu bewilligen. Bis man bemerkte, *wann* Polus in Sachsenhausen eingesessen hatte – und der Antrag wurde hinfällig.

Im Westen Deutschlands lagen die Dinge anders. Die freigekommenen NKWD/MWD-Häftlinge wurden als Opfer des Stalinismus anerkannt und entschädigt. Sie wurden durch Organisationen wie die »Kampfgruppe gegen Unmenschlichkeit« oder den »Untersuchungsausschuß freiheitlicher Juristen« unterstützt und gründeten selbst Organisationen wie die »Vereinigung der Opfer des Stalinismus« oder den »Waldheim-Kameradschaftskreis«. Im Zuge des Kalten Krieges und der Verdrängung deutscher Kriegsschuld waren hier allerdings Tendenzen zu erkennen, die die sowjetstalinistischen Verbrechen in Deutschland mit wenig Rücksicht auf den Ursache-Wirkungs-Zusammenhang denen der Nazis formell gleichzusetzen und die ganz anderen Dimensionen der NS-Verbrechen zu ignorieren suchten.

Die seit der ersten Entlassungsaktion im Sommer 1948 schubweise und zum Teil unverhofft wieder daheim auftauchenden ehemaligen Häftlinge boten ihren Angehörigen in der Regel das gleiche Bild: Als von der Haft gezeichnete, körperlich und seelisch gebrochene menschliche Wracks kehrten sie in die Gesellschaft zurück. Neben den körperlichen Langzeitgebrechen – Organschäden, Allergien, nicht auskurierten Infektionskrankheiten – waren vor allem die psychischen Folgen verheerend. »Die Angst, wieder in einem Lager zu verschwinden, war riesengroß. Ich erinnere mich, daß ich mich die erste Zeit nicht allein auf die Straße wagte« – »Jahre nach der Entlassung habe ich noch unter Verfolgungswahn und der Angst vor einer

neuerlichen Verhaftung gelitten» – »25 Jahre lang habe ich nachts vor meinen Verfolgern keine Ruhe gefunden«: solche und ähnliche Äußerungen tauchen dutzendfach in den Erlebnisberichten und Briefen auf.

Bei den Familien derer, die nicht mit den anderen heimgekehrt waren, herrschte mitunter über Jahre eine quälende Ungewißheit über den Verbleib der Angehörigen. Offizielle Todeserklärungen gab es nicht. Viele erfuhren durch freigekommene Mithäftlinge vom Schicksal ihrer Nächsten. Im Flüsterton, hinter vorgehaltener Hand, bei heimlichen Treffen ehemaliger Gefangener, kursierte die Wahrheit.

An den Orten der inzwischen abgerissenen Lager und der mutmaßlichen Massengräber legten Angehörige bis weit in die fünfziger Jahre Blumen nieder und stellten Holzkreuze auf – so zum Beispiel in Ketschendorf und Fünfeichen –, doch die nimmermüden Schergen des Ministeriums für Staatssicherheit ließen alle Zeichen des Gedenkens wieder beseitigen. Nicht nur die Lager verschwanden, auch jegliche Erinnerung daran sollte getilgt werden. Aus dem Lager Ketschendorf wurde wieder eine Wohnsiedlung, und über den Massengräbern befindet sich, wie eingangs erwähnt, ein »Platz der Freiheit«. An der ehemaligen Lagerstraße von Jamlitz, die heute »Straße der Freiheit« heißt, stehen nicht mehr Lagerbaracken, sondern Einfamilienhäuser. Dort, wo die Jamlitzer Toten liegen, befand sich bis Anfang 1990 ein militärisches Sperrgebiet – genau wie in Fünfeichen, wo bis vor kurzem noch Panzer der Nationalen Volksarmee rollten und Artilleriegeschütze donnerten. In Buchenwald und Sachsenhausen ehrte man Jahr für Jahr die Opfer der Nazi-Diktatur, ohne die Opfer der Stalinschen Lager auch nur einmal zu erwähnen. In Bautzen war man bei Bauarbeiten am Rande der Haftanstalt Mitte der fünfziger Jahre auf Skelette gestoßen und hatte eiligst alles wieder zugescharrt.

Allenthalben wurden die Überreste der Lager bis auf die Grundmauern abgetragen und alle Spuren beseitigt. Über das Gelände des ehemaligen Lagers Mühlberg wuchs buchstäblich Gras: Niederholz und dichtes Gestrüpp bedecken heute das Terrain. Als man dort in den sechziger Jahren zufällig auf einige Skelette stieß, wurden diese Toten eilfertig zu Nazi-Opfern erklärt.

Mit dem allmählichen Aussterben der an den jeweiligen Orten an-

sässigen Zeitzeugen verschwand die Erinnerung aus dem Gedächtnis der Einheimischen. Nur die Betroffenen selbst vergaßen nicht, und wie unter einem magischen Zwang haben nahezu alle von uns befragten ehemaligen Häftlinge die Stätten ihrer Leidensjahre später noch einmal aufgesucht.

Die Wiedereingliederung ins zivile Leben bereitete den ehemaligen Internierten – vor allem jenen, die einen Teil ihrer Jugend im Lager verbringen mußten – erhebliche Schwierigkeiten. Zu den erlittenen individuellen Schädigungen gesellten sich anfänglich oftmals soziale und berufliche Nachteile sowie Schikanen durch Behörden. Anfeindungen, Zurücksetzungen, Demütigungen und Verleumdungen gehörten für viele von ihnen in den ersten Jahren der Freiheit zum Alltag. »Das Leben ist mir erhalten geblieben, aber der Makel, im ›Zuchthaus‹ gesessen zu haben, blieb an mir haften«, berichtet der Waldheim-Verurteilte Hermann Pfennigwerth, der seinen Journalistenberuf nicht ausüben durfte und dessen Tochter aufgrund der väterlichen Vergangenheit die Studienerlaubnis entzogen wurde.

Aber auch in diesem Zusammenhang sind Verallgemeinerungen unstatthaft. Die behördlichen Repressalien (zum Beispiel Meldepflicht, Berufsverbot, Entzug des Wahlrechts) betrafen nur einen Teil der Entlassenen und erstreckten sich über einen begrenzten Zeitraum. Davon betroffen waren vornehmlich SMT- und Waldheim-Verurteilte sowie ehemalige Wehrmachtsoffiziere. Insgesamt läßt sich aber feststellen, daß in den seltensten Fällen dauerhafte berufliche Nachteile als Folge der Internierung entstanden.

Das belegt auch der Werdegang der zehn aus der ehemaligen DDR stammenden Augenzeugen, die im vorliegenden Buch zu Wort kamen: Zwei von ihnen haben später promoviert, zwei wurden private Geschäftsleute, einer arbeitete jahrelang als leitender Angestellter in der Flugzeugindustrie, einer als mittlerer Parteifunktionär in der LDPD und ein weiterer als Bürgermeister einer kleinen sächsischen Ortschaft. Wenn man so will, war dies die positive Seite des staatlich verordneten Stillschweigens über das Lagerkapitel: Niemand durfte in der DDR auf längere Dauer infolge von Ereignissen benachteiligt werden, die offiziell eigentlich gar nicht stattgefunden hatten. In Personalbögen und Kaderakten tauchten freilich die Lagerjahre immer

wieder auf – »Im Lebenslauf konnte man ja drei Jahre nicht einfach verschwinden lassen«, schrieb Konrad Wächter –, doch wurde darüber normalerweise weder gesprochen, noch zog es Konsequenzen nach sich.

Unterschiedlich sind die Aussagen über eine den Entlassenen auferlegte Schweigepflicht. Die später beim DDR-Staatssicherheitsdienst übliche Methode, den Häftling durch seine Unterschrift die »ordnungsgemäße Behandlung« während der Haft bestätigen zu lassen, kam für die etwas weniger gründlichen Sowjets ohnehin nicht in Frage. Gelegentlich wurden mündliche Instruktionen erteilt. Sie waren im Grunde völlig überflüssig, weil die Angst vor einer neuerlichen Verhaftung sowieso den meisten Freigelassenen die Zunge lähmte. Die spätere Tabuisierung des Lagerthemas in der DDR kriminalisierte automatisch alle, die das Verbot übertraten. Es sind sogar Fälle bekannt, daß der Staatssicherheitsdienst Westberliner Bürger entführte und den DDR-Gerichten überantwortete, weil sie den alliierten Behörden detaillierte Auskünfte über ihre Lagerzeit geliefert hatten.

Viele in der DDR lebende ehemalige Internierte sprachen auch deshalb nicht von ihrem Schicksal, weil sie nicht im Gefolge der SED-Propaganda einfach für Nazis gehalten werden wollten. Mit dem Wechsel der Generationen und unter dem ständigen Einfluß der realsozialistischen Ideologie entstand in der DDR das Phänomen, daß einem ehemaligen Häftling sein Lagerschicksal in vielen Fällen nicht mehr geglaubt worden wäre. Drangen aus dem Westteil Deutschlands schon einmal Informationen darüber in die DDR, wurden sie schlichtweg als »Propaganda des Klassenfeindes« abgetan. Die raffinierte wie brutale ideologische Arbeit mit den deutschen Schuldgefühlen gegenüber der Sowjetunion erstickte von vornherein jede Diskussion darüber, daß es im Gegenzug auch zu Unrechtsaktionen der sowjetischen Besatzer gekommen sein könnte. Differenzieren war nicht erwünscht im monolithischen SED-Staat. Und kam das Thema zwischen Besserinformierten doch einmal zur Sprache, siegte der Zynismus derer, die die Macht auf ihrer Seite wußten. Bezeichnend dafür ist die Auskunft, die ein ehemaliger Buchenwald-Insasse (nach 1945 versteht sich), der beim SED-Zentralorgan »Neues Deutschland« arbeitete, diesbezüglich von leitenden Parteikadern erhielt. Sie

lautete schlicht: »Kollege, Sie hatten im Zuge des Zusammenbruchs einfach Pech!«

Unsäglich hart traf das Schicksal die Angehörigen jener Häftlinge, deren »Pech« so weit ging, daß sie nie aus den Lagern zurückkehrten. Aus der Vielzahl der Briefe, die der »Morgen« als Resonanz auf seine Berichterstattung erhielt, seien hier zwei auszugsweise zitiert:

»Auch mein Vater wurde in Folge einer Denunziation unschuldig im September 1945 durch die Leute des NKWD ›abgeholt‹. Von Überlebenden haben wir nur noch erfahren, daß er in den Lagern Ketschendorf, Jamlitz und Buchenwald war. In Buchenwald soll er 1947 gestorben sein. Eine offizielle Mitteilung über seinen Tod haben wir nie erhalten, obwohl sich meine Mutter sehr um Aufklärung bemüht hat. Mein Vater war schwer lungenkrank und hatte deshalb unter den von Ihnen geschilderten Lagerbedingungen keine Überlebenschance. Ich habe die Verhaftung meines Vaters als Siebenjähriger erlebt. Sein Schicksal lastete wie ein Schatten auf meiner Familie. Aus Angst wurde außerhalb der Familie nicht über ihn gesprochen. Die schulische Erziehung führte dazu, daß ich zusätzlich mit Schuldgefühlen beladen wurde. Ihre Aufklärung empfinde ich deshalb als eine Befreiung . . .« Eberhard R., Potsdam

»Am Sonnabend, dem 24. Februar 1990, habe ich geweint. Ich konnte es einfach nicht fassen, daß ich noch einmal die Zeit erleben darf – ich bin jetzt 60 Jahre alt –, in der man über den Verbleib unserer Väter, Mütter und Freunde sprechen oder schreiben darf. . . . Auch mein Vater wurde von der damaligen GPU im Spätsommer 1945 abgeholt und kam nicht wieder. Es war Sommer, und man kann sich denken, was von den Sachen, die mein Vater auf dem Leib trug, in den Wintern der folgenden Jahre noch wärmte. Die Menschen sind unsagbar elendig umgekommen.

Auch mein Vater gehörte zu den Unschuldigen, denn er war weder ein Kriegsverbrecher noch ein gefährlicher Deutscher.

Für meine Mutter und mich begannen furchtbare Jahre der Angst und Ungewißheit, wußten wir doch nur durch illegale Informationen, daß mein Vater nach Buchenwald transportiert worden war und dort

verstorben sein sollte, denn er war nicht bei den entlassenen Männern und Frauen, die ab 1948 nach Hause kamen.

Meine Mutter ist über die furchtbaren Jahre hinweg gestorben, immer mit der Angst, nie Verbleib und Tod ihres Mannes erwähnen zu dürfen.«

Käthe W., Heringsdorf

Deutlicher als jeder Kommentar geben diese Äußerungen Kunde vom unermeßlichen Leid, welches das lautlose Verschwinden ihrer Angehörigen über die Familien zu Hause brachte.

Die gemeinsam durchlittenen Jahre hatten auch bei den in der DDR lebenden ehemaligen Lagerhäftlingen ein dauerhaftes Gemeinschaftsgefühl erzeugt. Natürlich war die Bildung offizieller Vereinigungen wie in der Bundesrepublik nicht möglich, doch man traf sich, besuchte gemeinsam die ehemaligen Leidensorte, schrieb und ergänzte Totenlisten, tauschte Erinnerungen aus. »Wir haben uns immer bemüht, mit vielen Leidensgenossen von damals in Verbindung zu bleiben«, berichtet eine Mühlberg-Insassin. »Noch im letzten Jahr trafen wir mit drei Ehepaaren zusammen, die wir bei der Mühlberger ›Kultura‹ kennengelernt hatten. Sie sind nun alle alt geworden, aber beim Wiedersehen gab es kein bißchen Fremdheit zwischen uns. Die Jahre der Not haben uns geprägt und zusammengeführt, und sie halten uns zusammen – auch heute noch.«

Die Jahre des offiziellen Schweigens zogen sich erbarmungslos hin. Die meisten der ehemaligen Internierten waren längst gestorben, und bei vielen anderen hatte das normale Leben scheinbar die Erinnerung überlagert, als im Herbst 1989 die Herrschaft der SED zusammenbrach. Am 24. Februar 1990 berichtete »Der Morgen« als erste DDR-Zeitung vom Schicksal der Häftlinge in den NKWD-Lagern. Dieser Beitrag und eine sich anschließende Artikelserie lösten unter den Betroffenen, den hinterbliebenen Angehörigen und bei den anderen DDR-Medien eine Kettenreaktion aus. Der Bann war gebrochen, endlich durften sich die Opfer zu Wort melden. Und kaum einer der Überlebenden vergaß, den Gedanken aufzuschreiben, der am Schluß dieses Buches stehen soll:

Möge sich dergleichen nie wiederholen!

IV ANHANG

Zeittafel

1945

Ende April:	Sowjetische Militärbehörden errichten die Internierungslager Fünfeichen und Ketschendorf.
Mai:	Die Lager Frankfurt/Oder, Berlin-Hohenschönhausen und Weesow werden in Betrieb genommen.
31. Mai:	Erstes Todesurteil eines sowjetischen Militärtribunals (SMT) in Berlin.
9. Juni:	Die Sowjetische Militäradministration in Deutschland (SMAD) wird gebildet und Marschall Schukow zu ihrem Chef ernannt.
13. Juni:	Das Lager Bautzen wird auf dem Gelände der ehemaligen Landesstrafanstalt errichtet.
27. Juli:	Auf Befehl der SMAD wird die »Deutsche Zentralverwaltung der Justiz« gebildet.
8. August:	Viermächte-Abkommen in London über die Verfolgung und Bestrafung der Hauptkriegsverbrecher.
10. August:	Das KZ Sachsenhausen wird von der sowjetischen Geheimpolizei (NKWD) wieder mit Häftlingen belegt.
12. August:	Auch das KZ Buchenwald wird erneut in Betrieb genommen.
16. August:	Das Lager Weesow wird aufgelöst.
September:	Das Lager Jamlitz wird errichtet.
8. September:	Die Lager Mühlberg und Torgau werden errichtet.
3. Dezember:	SMAD-Befehl Nr. 160 gegen »Saboteure und Attentäter«. Er ist Grundlage für Hunderte von ungerechtfertigten Festnahmen und Verurteilungen.

1946

5. Januar:	Das Lager Landsberg/Warthe wird aufgelöst. Die Häftlinge kommen ins KZ Buchenwald.
März:	In der UdSSR werden die Volkskommissariate durch Ministerien ersetzt. An die Stelle von NKWD und NKGB treten MWD (Innenministerium) und MGB (Staatssicherheitsministerium).
10. April:	General Sokolowski folgt Schukow als SMAD-Chef.
22. April:	Gründung der SED.
30. Juli:	Zentralisierung der Polizeigewalt in der SBZ durch Bildung der »Deutschen Verwaltung des Inneren«.
Oktober:	Das Lager Hohenschönhausen wird geschlossen. Ab März 1951 dient es der DDR-Staatssicherheit als Untersuchungsgefängnis.
12. Oktober:	Direktive Nr. 38 des Alliierten Kontrollrates über die Verhaftung und Bestrafung von Kriegsverbrechern. Die Direktive bleibt bis 1955 in Kraft.

1947

17. Februar:	Das Lager Ketschendorf wird aufgelöst.
24. März:	Auch das Lager Torgau wird aufgegeben.
April:	Das Lager Jamlitz wird aufgelöst.
25. Mai:	Die UdSSR schafft die Todesstrafe ab. Das gilt auch für die SBZ.
September:	Das Lager Frankfurt/Oder wird aufgelöst.
29. Oktober:	Die katholischen Bischöfe Deutschlands ersuchen den Alliierten Kontrollrat, die Internierungspraktiken in der SBZ zu untersuchen.
16. Dezember:	Die evangelische Kirche spricht mit der SMAD über das Schicksal der politischen Häftlinge.

1948

7. April:	Der Ostberliner Rundfunk kündigt »Erleichterungen« für politische Häftlinge an.

Juli/August:	Erste große Entlassungsaktion aus den Lagern Buchenwald, Sachsenhausen und Bautzen.
August bis November:	Die Lager Mühlberg und Fünfeichen werden aufgelöst.
30. November:	Die letzten 160 Häftlinge werden von Fünfeichen nach Sachsenhausen verlegt.

1949

29. März:	General Tschuikow löst Sokolowski als SMAD-Chef ab.
16. Juni:	Das Zuchthaus Brandenburg wird der ostdeutschen Justiz übergeben.
7. Oktober:	Gründung der DDR.
10. Oktober:	Die SMAD überträgt ihre Verwaltungsfunktionen der DDR-Regierung. Deren Tätigkeit wird künftig von der Sowjetischen Kontrollkommission in Deutschland (SKK) beaufsichtigt.

1950

12. Januar:	Die UdSSR führt die Todesstrafe wieder ein. Sie gilt auch für die SMT in der DDR.
14. Januar:	General Tschuikow teilt dem stellvertretenden DDR-Ministerpräsidenten Ulbricht die beabsichtigte Auflösung der Lager Bautzen, Buchenwald und Sachsenhausen mit. Fast 14000 Internierte werden den DDR-Behörden übergeben.
9. Februar:	Die letzten Häftlinge verlassen Buchenwald und werden ins Zuchthaus Waldheim gebracht.
15. Februar:	Das Lager Bautzen wird der Volkspolizei übergeben.
10. März:	Die letzten Internierten verlassen das Lager Sachsenhausen.
31. März:	Aufstand der Häftlinge im Gefängnis Bautzen I.

26. April: In Waldheim beginnen die sogenannten Kriegsverbrecherprozesse. Sie dauern bis zum Juli. Mehr als 3000 Personen werden zu harten Strafen verurteilt.

5. Mai: Die UdSSR gibt die Entlassung von 17538 deutschen Kriegsgefangenen bekannt. In der Sowjetunion verbleiben noch mehr als 13000 Gefangene.

1951

21. März: Gnadenerlaß des DDR-Präsidenten Pieck: 600 SMT-Verurteilte werden aus der Haft entlassen.

1952

Oktober: Rund 1000 Waldheim-Verurteilte werden vorfristig entlassen.

1953

17. Juni: Volksaufstand in der DDR. Bis März 1954 werden 23 Beteiligte zum Tode verurteilt.

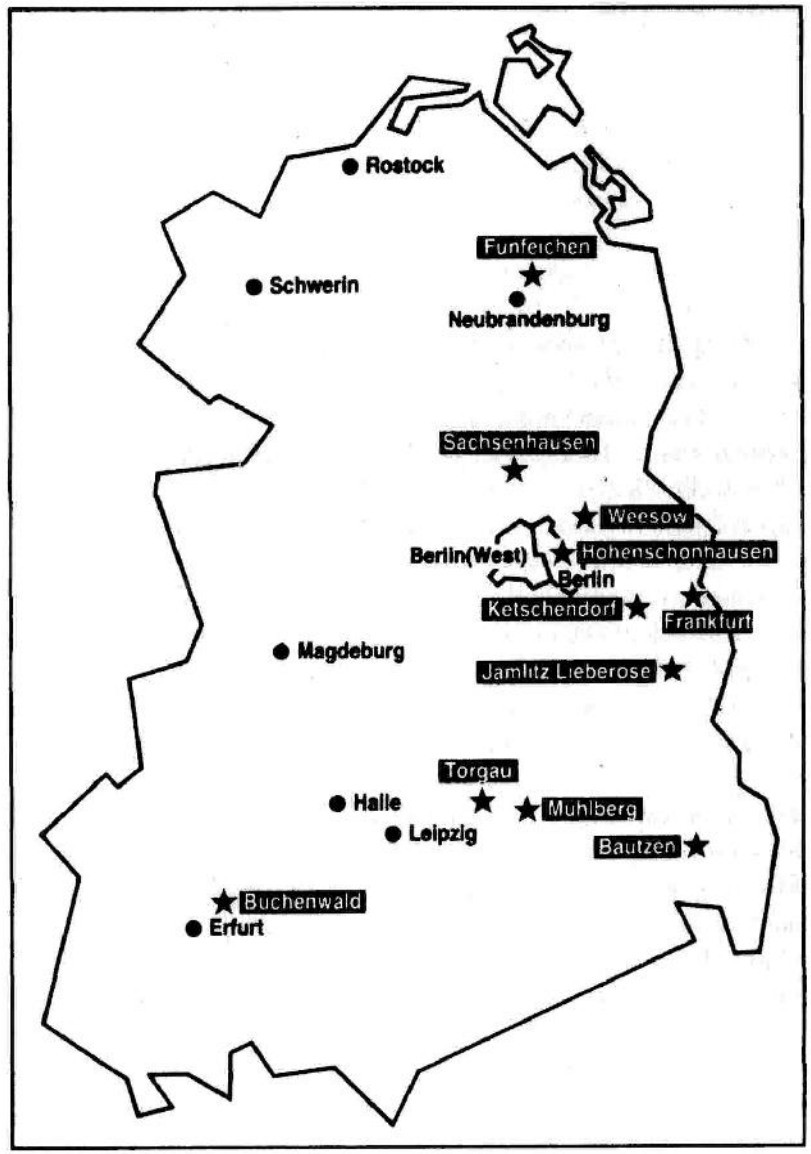
1954

September: Das SMT Potsdam fällt das letzte Todesurteil gegen einen DDR-Bürger.

Oktober: Der sowjetische Hochkommissar in Deutschland teilt der Regierung in Ostberlin mit, daß SMT-Verurteilte in deutschem Gewahrsam künftig der Zuständigkeit der DDR unterstellt sind.

1955

September: Letztes bekanntes Urteil eines sowjetischen Militärtribunals in der DDR.



NKWD/MWD-Speziallager auf dem Territorium der ehemaligen Sowjetischen Besatzungszone

Quellen- und Literaturverzeichnis

Helmut Anders/Hilde Benjamin/Kurt Görner: Zur Geschichte der Rechtspflege der DDR 1945-1949, Berlin (Ost) 1976

Günther Birkenfeld: Der NKWD-Staat, in: »Der Monat«, Heft 18/1950

James Bacque: Der geplante Tod, Berlin–Frankfurt/M. 1989

Stefan Doernberg: Kurze Geschichte der DDR, Berlin (Ost) 1969

Erklärung des Bundesjustizministeriums und des Bundesministeriums für gesamtdeutsche Fragen zu den Waldheimer Prozessen, Bonn, 4. September 1950

Gerhard Finn: Die politischen Häftlinge in der Sowjetzone 1945–1958, Berlin 1958

Karl Wilhelm Fricke: Politik und Justiz in der DDR, Köln 1979

ders.: Geschichte und Legende der Waldheimer Prozesse, in: »Deutschland-Archiv«, Heft 11/1980

ders.: Das Prinzip der ›sozialen Prophylaxe‹, in: »Der Morgen« vom 11. April 1990

Fritz Göhler: Das Beerdigungskommando in Buchenwald, in: »Bundesnachrichtenblatt des Waldheim-Kameradschaftskreises«, Nr. 34/1970

ders.: Das Gesicht der Volkspolizei, in: »Der deutsche Polizeibeamte«, Heft 7/1956

ders.: Die Zweihunderteinser, Sonderdruck des Waldheim-Kameradschaftskreises, Essen o. J.

Volker Hagen: Sibirien liegt in Deutschland, Berlin 1958

Hildegard Heinze: Kriegsverbrecherprozesse in Waldheim, in: »Neue Justiz«, Nr. 7/1950

Hinter den Kulissen der Waldheimer Prozesse, Brief des ehemaligen Staatssekretärs im DDR-Justizministerium Dr. Dr. Helmut Brandt an den Bundesbeauftragten des Waldheim-Kameradschaftskreises, Fritz Göhler, o. O. 1965

In den Fängen des NKWD. Deutsche Opfer des stalinistischen Terrors in der UdSSR, hg. vom Institut für Geschichte der Arbeiterbewegung, Berlin 1991

Alfred Kantorowicz: Nur wer Gnade übt, wird Gnade finden. Ein unbekannter Brief von Thomas Mann an Walter Ulbricht, in: »Die Welt« vom 15. Juni 1963

Robert Payne: Stalin – Macht und Tyrannei, Stuttgart 1985

Kurt Pförtner/Wolfgang Natonek: Ihr aber steht im Licht. Eine Dokumentation aus sowjetischem und sowjetzonalem Gewahrsam, Tübingen 1962

Hans-Peter Range: Das Konzentrationslager Fünfeichen 1945–1948, Ratzeburg 1989

Christa Schick: Die Internierungslager, in: Martin Broszat/Klaus-Dietmar Henke/Hans Woller: Von Stalingrad zur Währungsreform. Zur Sozialgeschichte des Umbruchs in Deutschland, München 1988

Die Waldheimer Kriegsverbrecherprozesse. Denkschrift des Untersuchungsausschusses freiheitlicher Juristen der Sowjetzone und der Kampfgruppe gegen Unmenschlichkeit,o. O. u. J.

Dimitri Wolkogonow: Stalin, Düsseldorf 1989

Sowjetische Straflager in der ehemaligen Sowjetischen Besatzungszone. Materialien zur Pressekonferenz des stellvertretenden Ministerpräsidenten der DDR und Ministers des Innern, Dr. Peter-Michael Diestel, vom 26. Juli 1990

Das System des kommunistischen Terrors in der Sowjetzone. SPD-Informationsdienst/Denkschriften 28, Hannover 1950

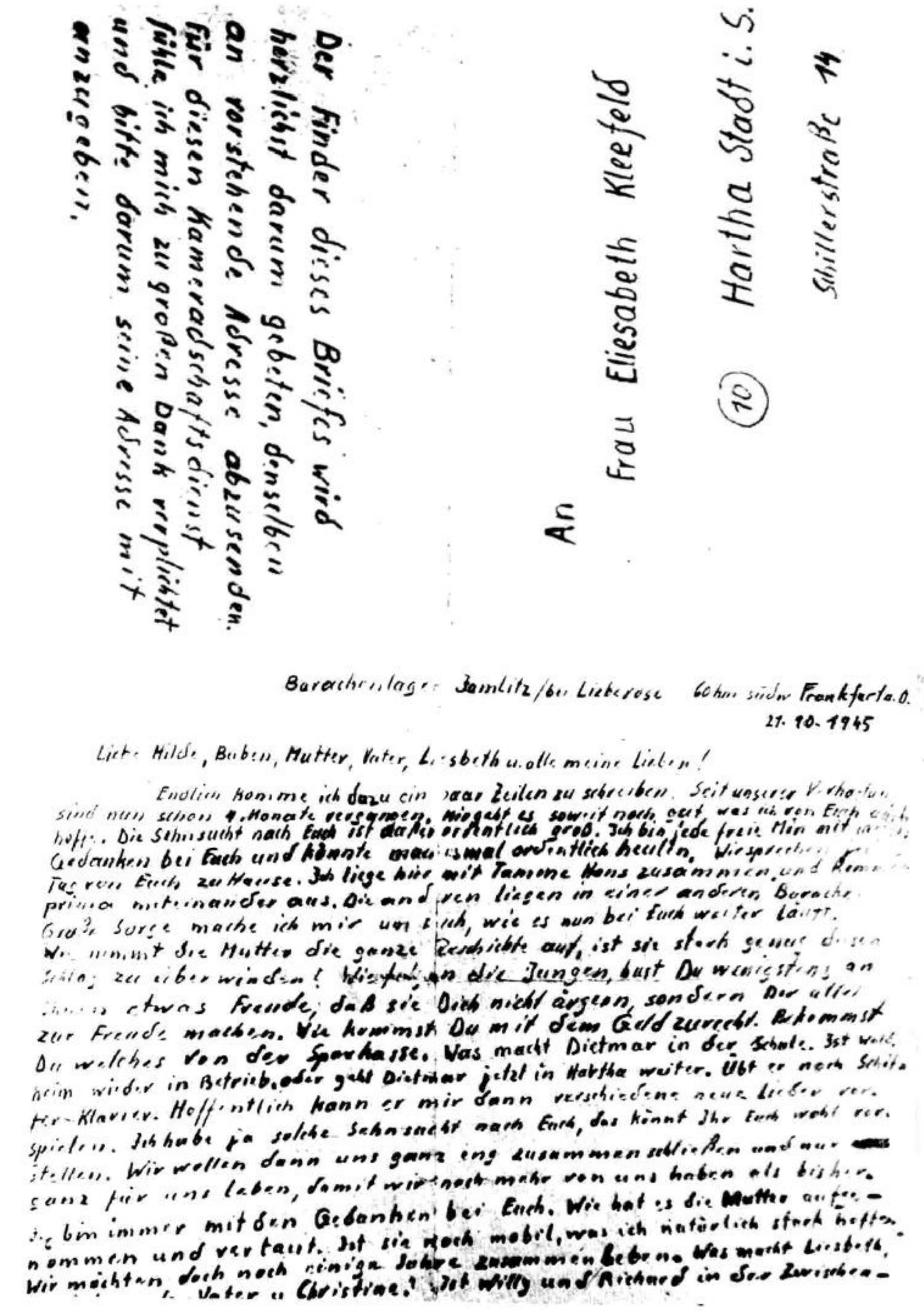
Verfolgt – verhaftet – verurteilt. Demokraten im Widerstand gegen die rote Diktatur, hg. von Günther Scholz, Berlin/Bonn 1990

Spurenverwischung auch auf dem Friedhof. Im Wald von Halbe, wo mehr als 20000 deutsche Gefallene aus der Schlacht um Berlin ihre letzte Ruhe fanden, deklarieren einfache Grabsteine wie dieser die umgebetteten Toten des Internierungslagers Ketschendorf als unbekannte Kriegsopfer.

Eine friedliche Wohnidylle? In dieser Siedlung in Fürstenwalde-Süd waren von 1945 bis 1947 die Häftlinge des Lagers Ketschendorf eingesperrt.

Einseitiges Gedenken: In Jamlitz bei Lieberose wurde nur an die Opfer der Nazi-Diktatur, nicht aber an die der Stalin-Diktatur erinnert.

Die ehemalige Lagerstraße von Jamlitz. Hier vorn befand sich das Eingangstor.



Der Finder dieses Briefes wird herzlichst darum gebeten, denselben an vorstehende Adresse abzusenden. Für diesen Kameradschaftsdienst fühle ich mich zu großem Dank verpflichtet und bitte darum seine Adresse mit anzugeben.

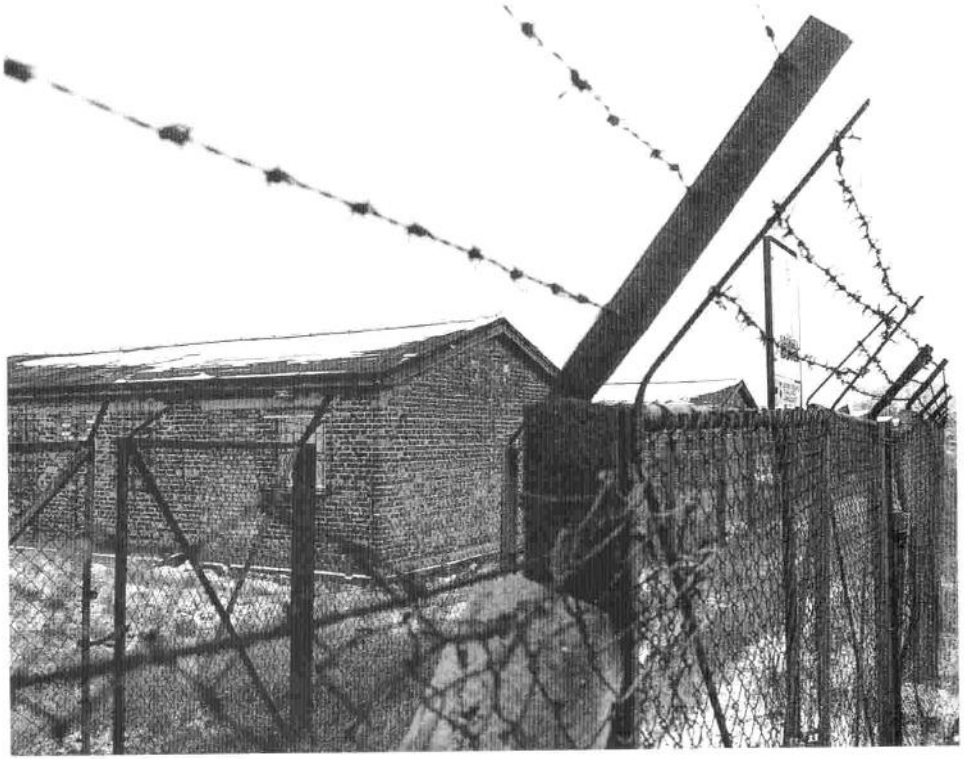
An
Frau Eliesabeth Kleefeld
(10) Hartha Stadt i. S.
Schillerstraße 14

Barackenlager Jamlitz/bei Lieberose 60 km südw Frankfurt a. O.
21. 10. 1945

Liebe Hilde, Buben, Mutter, Vater, Liesbeth u. alle meine Lieben!

Endlich komme ich dazu ein paar Zeilen zu schreiben. Seit unserer Verhaftung
sind nun schon 4 Monate vergangen. Mir geht es soweit noch gut, was ich von Euch auch
hoffe. Die Sehnsucht nach Euch ist daher ordentlich groß. Ich bin jede freie Min mit meinen
Gedanken bei Euch und könnte manchmal ordentlich heulen. Wir sprechen jeden
Tag von Euch zu Hause. Ich liege hier mit Tamme Hans zusammen, und kommen
prima miteinander aus. Die anderen liegen in einer anderen Baracke.
Große Sorge mache ich mir um Euch, wie es nun bei Euch weiter läuft.
Wie nimmt die Mutter die ganze Geschichte auf, ist sie stark genug diesen
Schlag zu überwinden! Wie geht's an die Jungen, hast Du wenigstens an
ihnen etwas Freude, daß sie Dich nicht ärgern, sondern Dir aller
zur Freude machen. Wie kommst Du mit dem Geld zurecht. Bekommst
Du welches von der Sparkasse. Was macht Dietmar in der Schule. Ist wohl
heim wieder in Betrieb, oder geht Dietmar jetzt in Hartha weiter. Übt er noch Schifer-Klavier. Hoffentlich kann er mir dann verschiedene neue Lieder vorspielen. Ich habe ja solche Sehnsucht nach Euch, das könnt Ihr Euch wohl vorstellen. Wir wollen dann uns ganz eng zusammenschließen und nur
ganz für uns leben, damit wir noch mehr von uns haben als bisher.
Ich bin immer mit den Gedanken bei Euch. Wie hat es die Mutter aufgenommen und verkraft. Ist sie noch mobil, was ich natürlich stark hoffe.
Wir möchten doch noch einige Jahre zusammen leben. Was macht Liesbeth,
Vater u. Christine? Ist Willy und Richard in der Zwischen-

Selten nur drang eine Nachricht nach draußen. Dieser Brief wurde aus dem Lager geschmuggelt. Sein Absender, Erich Sparschuh (siehe S. 87), sah seine Angehörigen nicht wieder.

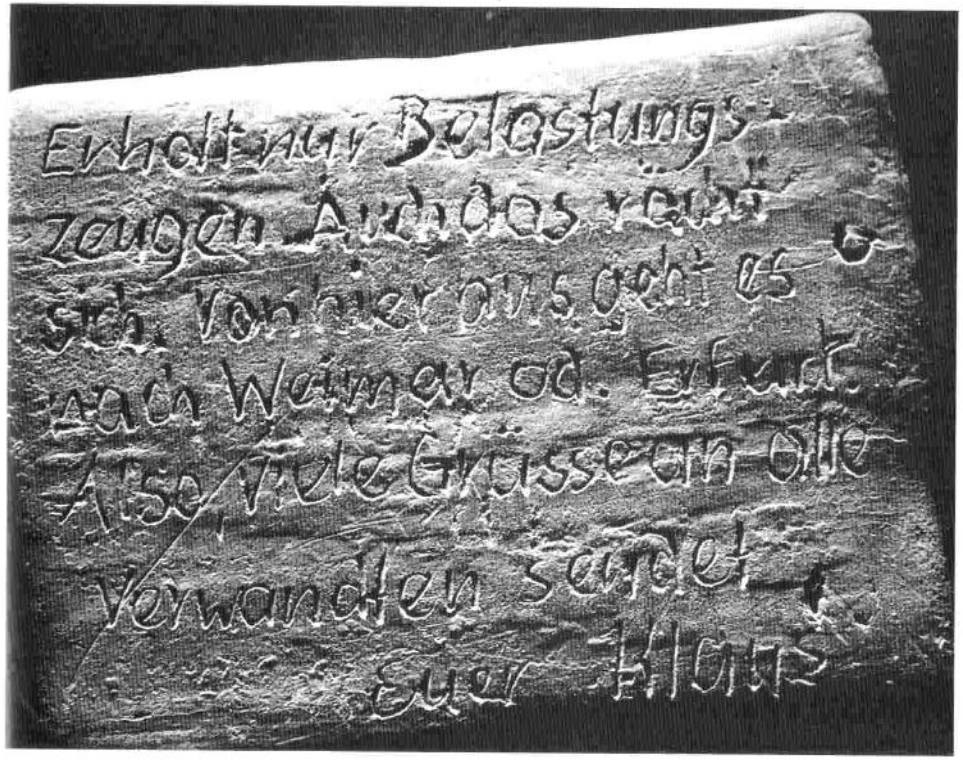


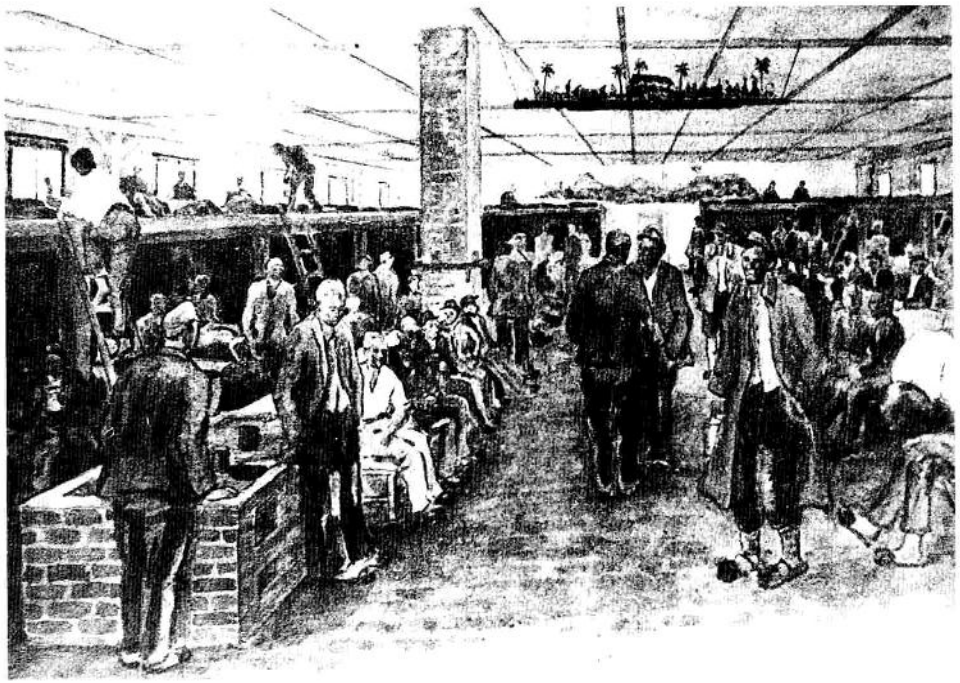
Das ehemalige Sonderlager der SS Sachsenhausen wurde 1946 zu einem Internierungslager der Sowjets umfunktioniert.

Die grausige Wahrheit kommt ans Licht. Nach der Wende in der DDR legen Soldaten der Nationalen Volksarmee im Frühjahr 1990 im Schmachtenhagener Forst bei Oranienburg die sterblichen Überreste von NKWD-Opfern aus dem Lager Sachsenhausen frei.

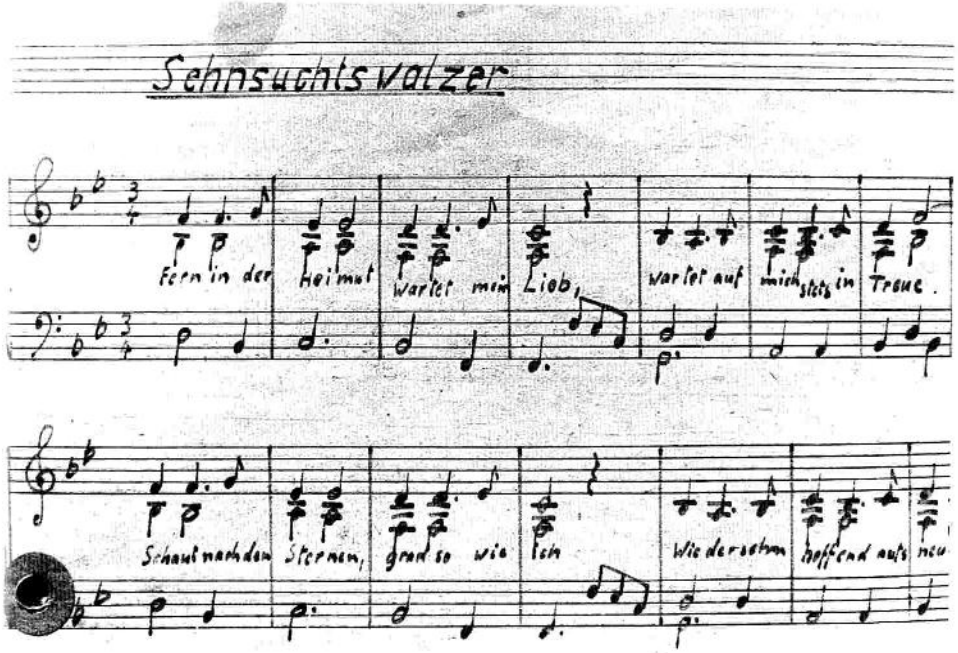
Heinrich George (Porträt aus dem Jahr 1942) starb 1946 im Lager Sachsenhausen (siehe S. 92).

Ungewöhnliche Kassiber: In Tonseife ritzte der spätere Sachsenhausen-Häftling Klaus Schütze (siehe S. 93) erste Lebenszeichen. Noch während seiner Haft im NKWD-Keller ließ er sie nach Hause schmuggeln.





Dic beiden Häftlingszeichnungen zeigen das Lager Mühlberg im Winter und den Blick in eine der völlig überfüllten Baracken.



Lazarett in Mühlberg, 1948. »In die Totenkammer – Nachts« schrieb Professor von Kursell auf seine im Lager angefertigte erschütternde Federzeichnung. Ein Notenblatt der »Kultura« aus dem Lager Mühlberg.

Vergangenheitsbewältigung à la DDR: Das Gelände des ehemaligen sowjetischen Internierungslagers Fünfeichen wurde einfach in ein Sperrgebiet der Nationalen Volksarmee verwandelt.

G 1

Sterbeurkunde

(Standesamt Neubrandenburg ---------- Nr. 407/48)
Der Bäckermeister Emil Kurt W e b e r ---------
---
wohnhaft zuletzt in Jüterbog, Markt 4 ----------
am 12. März 1946 ----- um 14 Uhr 30 Minuten
in Neubrandenburg im Lazarett Fünfeichen verstorben.
Der Verstorbene war geboren am 24. April 1903 -----
in Leipzig-Plagwitz ----------
(Standesamt Leipzig IV ---------- Nr. 1251/03)
Vater: Hermann Emil Weber, wohnhaft in Remse.

Mutter: Emma Marie Weber, geborene Pohlers,
zuletzt wohnhaft in Remse. ----------
Der Verstorbene war ~~xxx~~ verheiratet mit Elisabeth Gertrud Sally Weber, geborenen Hilla, wohnhaft in Jüterbog. ----------

Neubrandenburg den 7. Oktober 19 48.

Der Standesbeamte
I.V. Lilienweiß

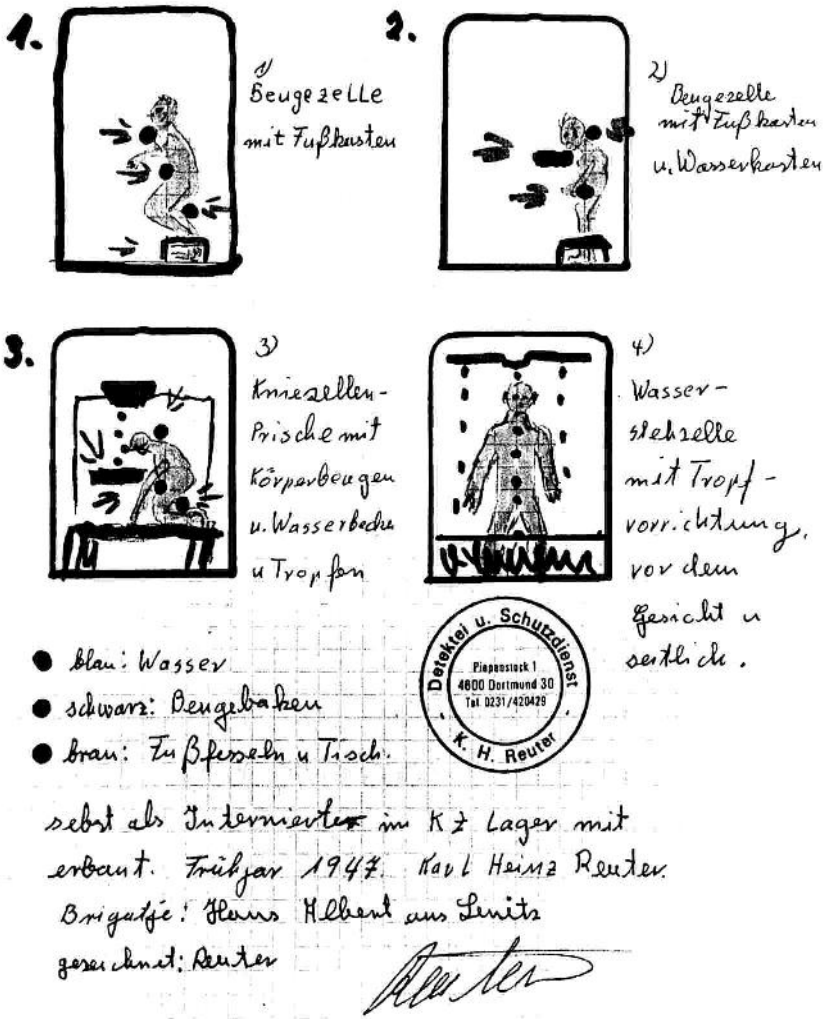
Ein nicht alltägliches Dokument: Auf Drängen der Familie ausgestellte offizielle Sterbeurkunde für einen Fünfeichen-Häftling. Normalerweise wurde das Sterben in den Lagern verheimlicht.

Dortmund, den. 28,3,90

Detektei u. Schutzdienst
Papenstock 1
4600 Dortmund 30
Tel 0231/420429
K. H. Reuter

1947

Folter-Zellen des NKWD in Berlin/Hohenschönhausen (U. Boot)

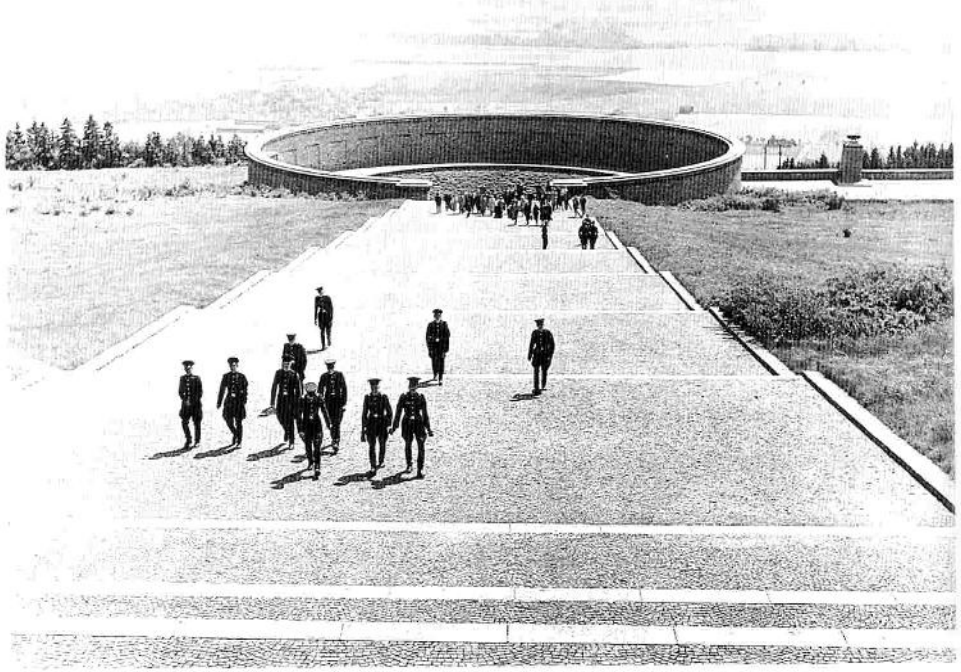


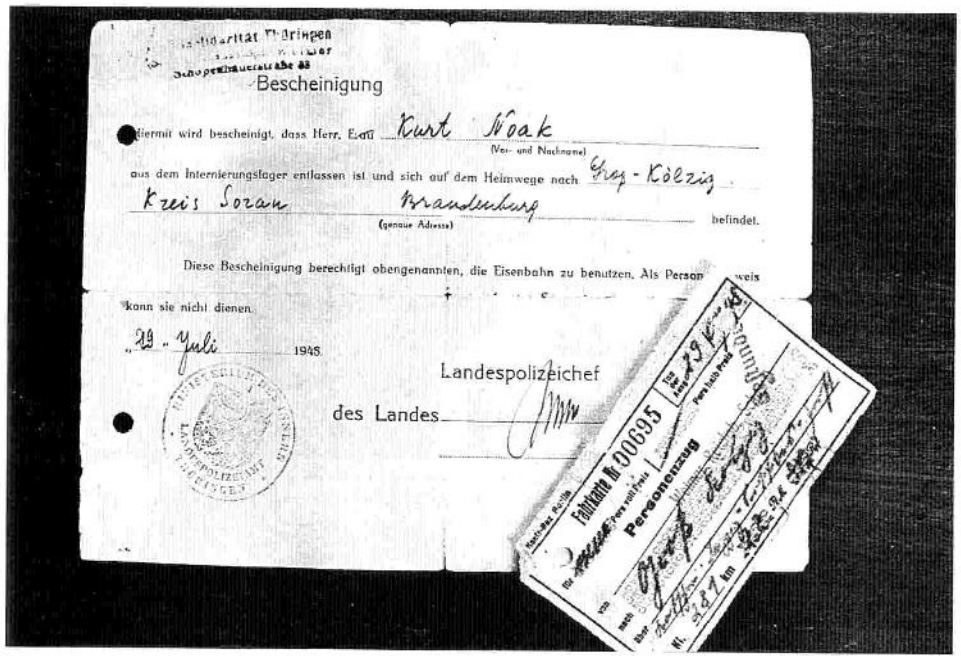
selbst als Interniertes im K 7 Lager mit erbaut. Frühjahr 1947. Karl Heinz Reuter.
Brigadier: Hans Hebert aus Lenitz
gezeichnet: Reuter

Um »Geständnisse« zu erzwingen, richtete der NKWD im Lager Hohenschönhausen Folterzellen ein. Die Gefangenen mußten oft tagelang im Wasser stehen. Die Skizze wurde von dem ehemaligen Häftling Karl Heinz Reuter, der selbst solche Zellen bauen mußte, aus dem Gedächtnis angefertigt.

Stacheldraht und Wachtürme auf dem Ettersberg bei Weimar galten in der DDR immer nur als Symbole der Nazi-Verbrechen. Daß hier auch nach 1945 Häftlinge litten, wurde verschwiegen.

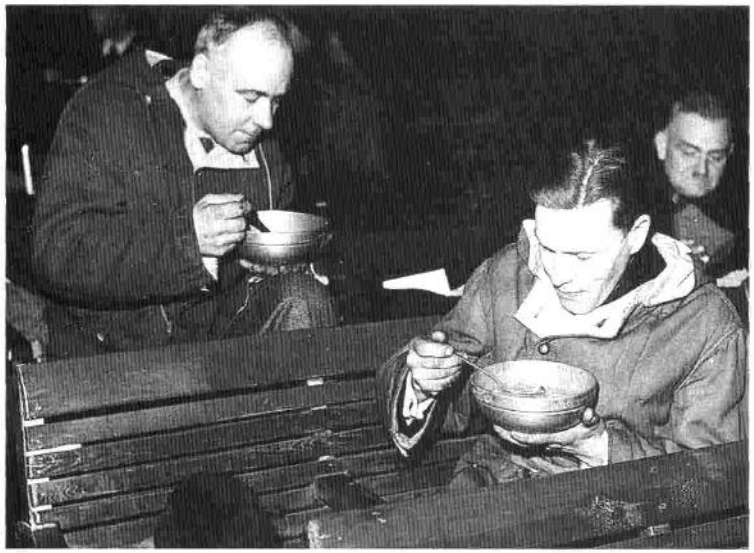
In den zur Gedenkstätte ausgebauten Ringgräbern von Buchenwald liegen vor allem Lagertote aus den Jahren nach 1945; die Opfer der Nationalsozialisten waren zumeist verbrannt worden.





Buchenwald 1950 – »In die Grube«. Eine Zeichnung von Professor von Kursell, der in mehreren Lagern interniert war.

Jeder Häftling erhielt einen solchen Entlassungsschein. Kurt Noack (siehe S. 173) löste in Weimar gleich eine Heimatfahrkarte.



Eine Propaganda-Schau machten die DDR-Medien aus der Lagerauflösung in Sachsenhausen 1950. Sie verbreiteten Fotos, die »gutgenährte« und »zufriedene« Häftlinge bei der letzten Mahlzeit im Lager und bei der Abfahrt zeigen.

Links oben: Gefürchtet und berüchtigt: das »Gelbe Elend« in Bautzen.

Links unten: Lebenszeichen tauschten Angehörige und Häftlinge über die »National-Zeitung« aus, nachdem die ersten Entlassenen berichtet hatten, daß im Lager Zeitungen gelesen werden durften. Zu den in dieser Ausgabe von 1948 angesprochenen Häftlingen gehörte auch der damals 21jährige Bernd Simon (»Bernimäusel« in der mittleren Spalte). (Siehe S. 74.)

KARTONAGEN

Tablettenkartons, flach, weiß, 51×16,5 mm zu 20.— pro Tsd., Schiebeschachteln, bezogen, 3 Größen, 70×43×23, 55×35×16, 45×26×12 mm zu 70.—, 55.— bzw. 40.— pro Tausend. Restposten kleine Holzspanschachteln 40.— pro Tausend ab Lager Berlin. **Hans Pohling, Berlin-Mariendorf, Kirchstraße.**

Familien-Nachrichten

Liebe Lore und Mutter!
Herzliche Grüße. Zu Hause alles in bester Ordnung. Auf baldiges Wiedersehen. **Hans, Arndt und Hans**

Marke „BURGA" 28. 9. 95. Liebster Fritz! Glücklich üb. Lebenszeich. Bleib gesund, wir sind's auch. Jochen tüchtig im Geschäft. Hoffen auf baldiges Wiedersehen. Innige Neujahrsgrüße
Mutter, Grete und Hermann

Liebe Erika! Sind gesund und warten auf Dich. Wohnen jetzt Promenade 33. Herzliche Grüße **Deine Eltern u. Arndt**

Liebe Lotti!
Sind in Gedanken immer bei Dir. Bleibe gesund wie wir. Herzliche Grüße von **Vati, Mutti Magda, Fritz und Hansjoachim**

Bittkau

Lieber Vati! Wir senden Dir herzliche Neujahrsgrüße. Bleibe gesund. Wir denken immer an Dich und freuen uns auf ein bald. Wieders. **Berta u. Puppi**

Lb. Kurt! Grüße erhalt. Alles wohlauf. Gruß **Irmgard Ingrid, Sigrun, Gerda**

Mein Schnurkel Für Lebenszeich. Dank. **Oma, Dresden, Quenaitz** gesund, bei uns alles in Ordnung. Erwarten Dich bald. Immer **Deine Schnurkl, Torgau**

Lieber Herbert!
Ein gesundes neues Jahr. Hoffen auf baldiges Wiedersehen.
Wieland und Winfried, Oma, Robert und Lilo Oberpollnitz

Liebster Purpelmann! Innige liebe Neujahrswünsche. Mit uns Gedanken bei Dir, bleib gesund. Es grüßt Dich lieb. **Dein kl. Traute, Mamsie und Karli**

Lieber Paul! (16. 8. 95) Herzlichste Grüße, erwarte Dich sehnlichst. **Deine Lotte**

Justchen, Bitterleid! Innige Neujahrsgrüße. Sorg Dich nicht, bleib gesund. Warte voller Sehnsucht. **Friedel**

Lieber Paps (Rolle)! Bleibe gesund. Sind wohlauf. Bis auf Wiedersehen. Herzlichst **Lotte und Ursula. Jauche.**

Ewald! Nachr. erh. Herzl. Neujahrsgrüße. Bleibe gesund. Warten sehnsüchtig. Deine zwei **Elsa, Heinz**

Lieber Opa Krull (Adolf, 2. 11. 1890)! Bin gesund. Gen. Anschr. b. Osker. Ges. Neujahr. **Deine Olga,** Bln.-Lichtbg.

Bernimäusel! Nachr. erh. Bleibe zuversichtlich. Alle ges. Geburtstagsw. 26. 12. **Mama Trude, Willy, Klärchen, Helga, Müllers**

Roßwein! Lieber Willy! Innige Neujahrsgrüße. Bin gesund, warte auf Dich. **Deine Friede, Heinz**

Unserem besten Vati allerherzl. Grüße. **Ruth** in Landwirtschaft., **Hannelore, Christa, Trudchen** erwarten Dich sehnlichst. **Elsa, Ruth, Hannelore, Christa, Trudchen**

Lb. Vati! Uns geht es gut, auch Hildersdorfer Großmutter. Günther ist verheiratet auf der Bahnhofstr. Herzlichste Grüße **Mutti, Günther, Margarete**

Unserm lieben Heinz herzliche Grüße. **Mama, Papa, Herta, Willi und Oma** Auf ein baldiges Wiedersehen

Liebster Ernst! Haus und Bienen in Ordnung. Erwarte Dich bald, daheim. In großer Liebe **Deine Gerl**

Liebe Mäusel Wernigerode Grüße und innigste Wünsche für dein Wohlergehen. Alles gesund. **Vati, Mutti, Oma**

Liebste Mia und Mutti! Herzl. Geburts-, Jahrs- u. Neujahrsgrüße, innige Wünsche für bald. Wieders. I. führt Haush. gut. Einrichtung Eigent. Deiner gedenken u. harren in Liebe die **Deinen, Lulu**

Lieber Geggi! Alle wohlauf. Alles aufgeräumt in Ordn., Letter noch da. Mache Dir keine Sorgen, bleibe zuvers. u. ges. Werner grüßt. Innige Neujahrsgrüße! In Liebe u. Sehns. erwart. Dich bald. **Annemie u. Buben, Mutter, Eli, Geschw.**

Schurkchen! Herzliche Grüße, bleibe gesund. **Mutti, Ruth, Werner**

Lieber Vati!
Herzliche Grüße. Sind gesund und warten auf Dich. Bleibe gesund! **Deine Luise und Rox in Herzberg**

Lieber Egon! Wir sind gesund, hoffen auch das Gleiche von Dir. Auf ein baldiges Wiedersehen u. herzl. Grüße von **Renatchen, Gundi, Mutti u. Deinen beiden Großeltern. [Muskter-Paul]**

Karlchen! Nachricht v. Tante Marianne! Freude war groß, alles gesund. Grüße von **Vater, Edith, Bodurslehen, Liesbeth und Kinder, Bahrendorf**

Unserem lieben Werner! (4.9.23) Herzl. Grüße, wir sind gesund. Vertraue auf Gott, wie auch wir. **Deine lieben Eltern, sowie Willi und Trutchen**

Eichwalde! Lieber Gustav! (23.10.93) Näherei erhalt mich. Erwarte Dich sehnlichst. **Deine Grete**

Pappi! In Liebe u. Sehnsucht gedenken wir Deiner. Gesundheit für's Neue Jahr. **Günter, Wölli, Martha Kuhs** Ackerstraße

[illegible] **Lieber Robert!** [illegible] warten Dich sehnl. Herzl. Grüße **Hannchen, Irmchen, Gerhard, Kl.-Gerd 15.8.47**

Herbert! Bleibe gesund und zuversichtlich wie **Gertrud, Christel, Margret, Günther 19. 11. 45, Tante, Onkel, Frieda, Else**

Mein liebes Dieding!
Zu Deinem Weihnachtsgeburtstag nachträglich die innigsten Wünsche und Grüße.
Mutti, Ute und Helm.

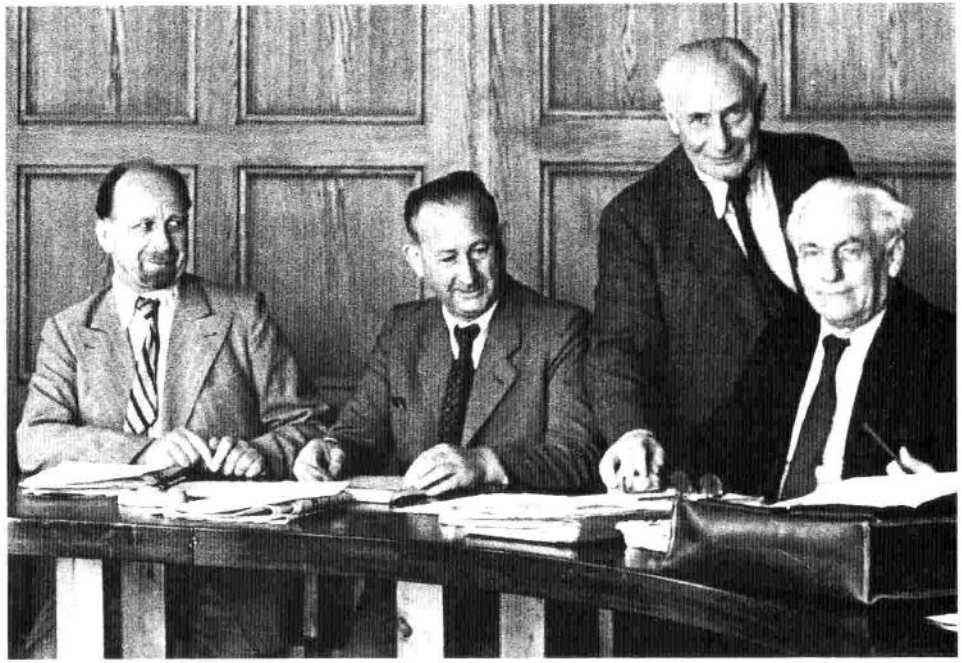
Vater!
Erwarten Dich, alle gesund. **Gerda, Ilona, Mausi, Fr. Ullrich,** Moabit

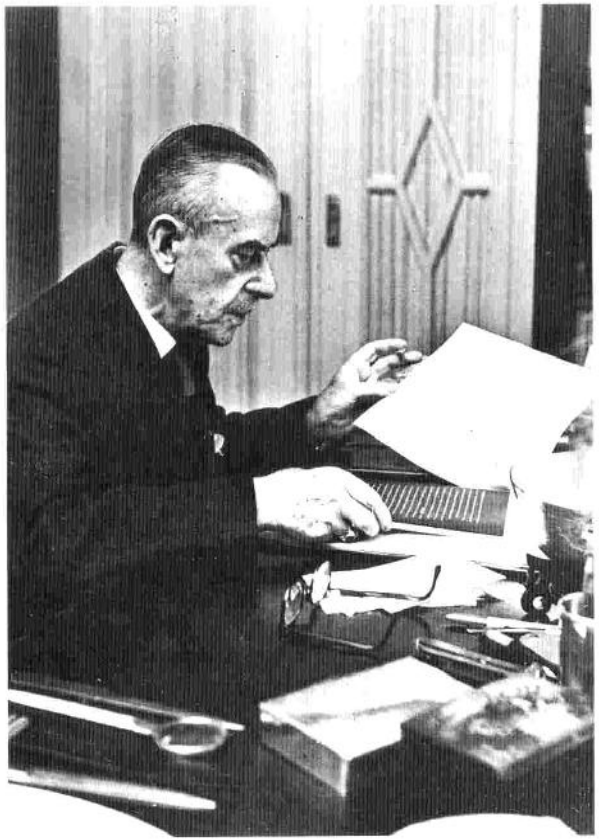
Lieber Otto! (15. 1. 03) Erwarten Dich sehnlichst. Bei uns alles gesund und in Ordnung. **Ellen, Rainer, Madi, Erika und Meume**

Lieber Otto! 14. 5. 98. Nachricht erhalten (Nelke). Herzl. Neujahrsgrüße. Bleibe gesund, wir erwart. Dich mit großer Sehnsucht. **Dein Mariechen u. Erika** (bei Tante Hedwig), **Herbert, Ursel, Klein-Erhard u. Carmen** (Wu...)

Liebster Pappi!
Wir sind vereint u. gesund in uns. Wohnung. Manda Labor. Klitzsenb. Gesundes Neujahr! Sehnsucht! Dein Schnäuzel, Malda, Hettlerle, **Opa Böhnert**

Liebes Heinerlei!
Senden Dir herzl. Grüße. In Liebe **Deine Pippi, Gerd, Schotti u. Mutter**

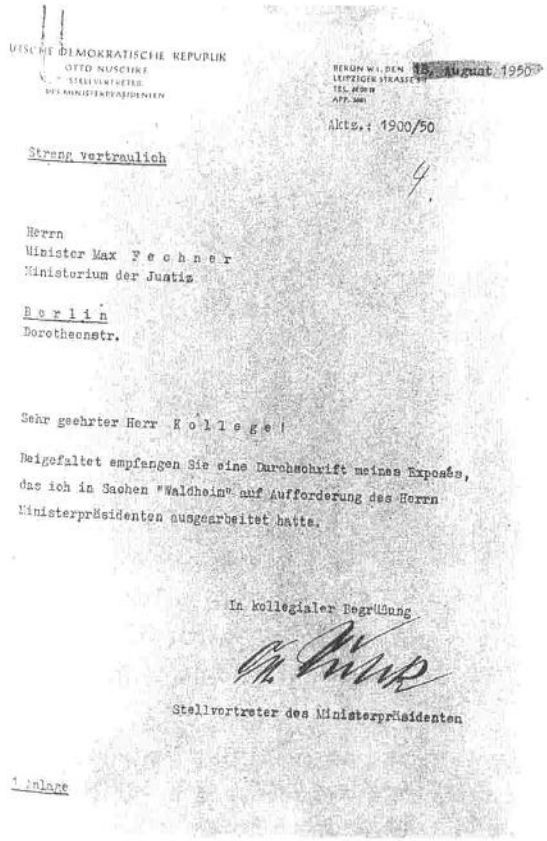




Der Drahtzieher der Waldheimer Prozesse: Walter Ulbricht (links), hier mit DDR-Justizminister Max Fechner (Mitte) und Präsident Wilhelm Pieck (rechts).

Thomas Mann setzte sich in einem Brief an Walter Ulbricht (siehe S. 226) für die Waldheimer Angeklagten ein.

Sie protestierten gegen die Prozeßfarce von Waldheim: der der Ost-CDU angehörende Staatssekretär im Justizministerium, Dr. Helmut Brandt (oben links) und der stellvertretende Ministerpräsident und CDU-Vorsitzende Otto Nuschke (oben rechts).



DEUTSCHE DEMOKRATISCHE REPUBLIK
OTTO NUSCHKE
STELLVERTRETER
DES MINISTERPRÄSIDENTEN

BERLIN W 1, DEN 18. August 1950
LEIPZIGER STRASSE 5
TEL. 42 00 19
APP. 3461

Akts.: 1900/50

Streng vertraulich

4.

Herrn
Minister Max F e c h n e r
Ministerium der Justiz

B e r l i n
Dorotheenstr.

Sehr geehrter Herr K o l l e g e !

Beigefaltet empfangen Sie eine Durchschrift meines Exposés, das ich in Sachen "Waldheim" auf Aufforderung des Herrn Ministerpräsidenten ausgearbeitet hatte.

In kollegialer Begrüßung

Stellvertreter des Ministerpräsidenten

1 Anlage

Eine Kopie seiner brieflichen Intervention sandte Nuschke am 18. August 1950 an Justizminister Fechner.

Erst nach dem Umsturz in der DDR wurde im Spätherbst 1990 auf dem sogenannten Karnickelberg hinter der Strafvollzugsanstalt Bautzen I ein Gedenkstein für die Opfer des stalinistischen Terrors errichtet.

Ketschendorf, Jamlitz, Sachsenhausen, Mühlberg, Frankfurt/Oder, Torgau, Fünfeichen, Hohenschönhausen, Weesow, Buchenwald, Bautzen – so lauten die Namen der Lager, die die Sowjets zwischen 1945 und 1950 in ihrer Besatzungszone – der späteren DDR – errichtet haben: ein »Archipel Gulag« auf deutschem Boden. Etwa 180000 Häftlinge wurden hier unter unmenschlichen Bedingungen festgehalten – ehemalige Nazis, Jugendliche unter »Werwolf«-Verdacht, vor allem aber politische und ideologische Gegner des stalinistischen Systems und seines deutschen Ablegers, der SED. Jeder dritte Lagerinsasse kam ums Leben.

Nach gründlichen Recherchen enthüllen die beiden Berliner Journalisten Jan von Flocken und Michael Klonovsky erstmals das ganze Ausmaß dieser Tragödie, die im Osten vierzig Jahre lang tabu war und im Westen in Vergessenheit geriet.

3 550 07488 3